Novellen und Skizzen.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Alice Salzbrunn.

Dingolfing.
Druck und Verlag von L. Russy.
1877.

B

Novellen und Skizzen.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Alice Salzbrunn.

1877

Dingolfing.

Druck und Verlag von Leo Russy.

Inhalts-Verzeichniß.

Adelina Marsden's Sieg.

I.

Vor hundert Jahren.

Vor ungefähr hundert Jahren war das Haupt der englischen Familie Gaveston auf dem Schloße gleichen Namens in der traurigen Lage, der Verarmung anheimzufallen. Sir Hugo Gaveston hatte eine Ahnenreihe, auf welche der höchste Peer des Königreiches stolz sein konnte, ein Wappenschild, dessen besondere Ehrenzeichen ein Monarch vor alten Zeiten für ausgezeichnete Tapferkeit auf dem Schlachtfelde verlieh, ein herrliches Besitzthum, große Revenuen, eine liebenswürdige Frau und ein holdes Kind, aber er führte ein unordentliches, wüstes Leben.

Wann sollte das enden? Wann sollte wieder ein Gaveston in das stattliche Mausoleum neben der Dorfkirche getragen werden?

Der Baron Hugo Gaveston schien Alles zu besitzen was ein Mann wünschen konnte, jedoch erschöpfte er sich durch un=

bedachtsame Schwelgerei und Vergeudung seines Besitzthums, welches seit Jahrhunderten der Vater auf den Sohn vererbte.

Hugo Gaveston war freigebig und wohlthätig, aber ein leidenschaftlicher Spieler und dem Trunke ergeben; die Freunde und Nachbarn sahen mit Bedauern ein, daß Gaveston's Schloß und Land nach wenigen Jahren in andere Hände kommen und sein kleiner Sohn in die dürftigste Lage gerathen müsse. Seine Leidenschaft für Spiele aller Art war unsinnig; man erzählte in der Gegend, wenn keiner seiner liederlichen Freunde bei ihm sei und er keinen seiner Nachbarn zum Karten- oder Würfelspiel überreden könne, so spiele er mit sich selbst, und bringe die Guineen aus einer Rocktasche in die andere mit aller Pünktlichkeit eines Mannes, welcher ehrlich seine Schulden bezahle. Man glaubte bei Hugo Gaveston's Verheirathung, er hätte ausgetobt, allein die Ehe führt den Mann nicht immer von schlimmen Wegen zurück.

Sir Hugo heirathete ein hübsches Mädchen von guter Familie, erfreute sich eines Erben, und dennoch verspielte er fortwährend sein Hab und Gut. Die sanfte Lady Gaveston heirathete den wilden Sir Hugo wie sie jeden anderen Mann auf Befehl ihrer Eltern geheirathet hätte; nach ihrer Verheirathung sah sie ihres Mannes schlechte Gewohnheiten und ertrug ein Leben voll Leid und Kummer mit stillem, weiblichen Heroismus. Das Siegeskreuz hängt auf mancher Brust als Lohn der „Tapferkeit,“ aber es gibt Frauen, welche es ebenso wohl verdienen wie die tapferen Soldaten, Frauen, deren Leben ein langes Märtyrthum und deren Gemüth zu stolz ist, um einen ärmlichen Trost in der Sympathie ihres Geschlechtes zu suchen. Lady Gaveston hielt sich muthig, keine Klage kam über ihre bleichen Lippen; ihr Sohn gewährte ihr süßen Trost, obgleich

sie manchmal die unheimliche Furcht beschlich, daß die kleinen Hände, welche sich um ihren Hals schlangen, einst leidenschaftlich, wie die des Vaters, nach Karten und Würfeln greifen könnten. Sir Hugo war nicht unfreundlich in seinem Betragen, aber die Spielsucht hatte sich seiner Seele bemächtigt, die Karte und die Weinflasche waren die Rivalinnen seiner vernachläßigten Frau.

Hugo Gaveston's intimer Freund und Genosse war ein Mann, dessen Bekanntschaft er in London gemacht, ein gewisser Jakob Marsden, von geringer Herkunft, aber sehr wohlhabend, denn er spielte mit Sir Hugo so viel dieser es wünschte und lieh ihm oft Geld, wenn er oder ein Anderer die Börse des Barons geleert hatte. Sir Hugo war bei dem Manne tief verschuldet, wie tief wußte er kaum; mancher Morgen Landes war schon aus dem Besitz des bethörten Spielers in Jakob Marsden's Hände übergegangen. Die Leidenschaft für das Spiel ist wirklich unausrottbar, und wenn ein Mann die gewaltige Erregung beim Gewinn großer Geldsummen durch das Umdrehen einer Karte oder den Fall eines Würfels erfahren hat, so wird er alle anderen Interressen gering achten gegen die Macht dieser bösen Verlockung. Das Ende kam schneller als Manche vermutheten.

Eines Abends war Sir Hugo und sein Freund Marsden in einer Gesellschaft gewesen, in der hoch gespielt wurde, wobei der Baron beständig verlor. Die Beiden brachen früh auf, Sir Hugo bestand darauf, daß Marsden ihn nach Hause begleite, um sein Glück mit noch höherem Einsatz und nur einen Partner zu versuchen. Marsden willigte gerne ein; sie ritten (es war ein Winterabend) nach Schloß Gaveston, gingen in Sir Hugo's Zimmer, das im Unterhaus lag und ein Fen=

ster nach der Hausflur und Treppe hatte, und spielten dort. Hugo Gaveston war ebenso unglücklich wie vorher. Endlich verließ Marsden das Schloß; die Dienerschaft bemerkte, daß er einige Zeit in der Hausflur stand, die Thür des Speisesaales öffnete und neugierig hineinschaute. Er besah sein eigenes Haus. Dieser Abend hatte den Ruin vollendet, den die Spielsucht vor einigen Jahren begonnen; Sir Hugo stand in der Blüthe des Lebens, aber Schloß Gaveston mit seinen großen Ländereien gehörte ihm nicht mehr. Dieser elende Mann saß in dumpfer Betäubung da; um ihn her lagen die bunten Karten, welche all' die Schande über sein edles Haus gebracht; all' sein Hab' und Gut war verspielt, seinem kleinen Knaben blieb nichts als der leere Titel, an welchem nun die schmachvolle Geschichte des Lebenslaufes seines Vaters haften sollte. Hugo empfand tiefe Reue und saß mit gefalteten Händen am Spieltisch. Die Bedienten schlichen leise die Treppe hinauf in ihre Schlafzimmer, und als sie ihn durch das Fenster im Lehnstuhl sitzen sahen, dachten sie nicht, daß sie ihn nicht lebend wiedersehen sollten. Doch war es so.

Sir Hugo schlief einige Stunden, dann ging eine gewaltige Veränderung vor. Frühmorgens trieb der Schreckensruf der Bedienten die arme Lady Gaveston an das Fenster. Sir Hugo saß noch im Lehnstuhl, aber sein Haupt war zurückgesunken und sein Gesicht aschgrau. Er war augenscheinlich im Schlaf gestorben. Kein Verdacht traf Jakob Marsden, denn die Bedienten hatten gesehen, wie er sich von Sir Hugo verabschiedete und das Haus verließ, doch unter den Dorfbewohnern wurde das böse Gerücht laut, Marsden könne Gift in Sir Hugo's Wein gemischt haben.

Jakob Marsden war jetzt der Herr des Schlosses; die

Gutsbesitzer der Umgegend empfanden das bitter und thaten Alles, was in ihrer Macht stand, um ihm zu zeigen, daß er ein Eindringling sei. Er kümmerte sich nicht um ihre Abneigung und hoffte, die Zeit werde Alles ausgleichen. Er hatte mit kaltblütiger Hartherzigkeit Lady Gaveston und ihren kleinen Sohn ausgewiesen, und wollte sich in seiner Weise des schönen Eigenthums erfreuen, welches er durch sein geschicktes und glückliches Spiel gewonnen hatte. Das war seit Jahr und Tag sein durchdachter Plan gewesen, dessen Erfüllung ihn nun unendlich befriedigte.

Aber Jakob Marsden, obgleich er sich Nichts aus der Verachtung der benachbarten Familien machte, wünschte sein Haus mit fröhlichen Gesellschaftern zu füllen, mit Männern wie Sir Hugo, von denen er Geld gewinnen und sich noch mehr bereichern könnte; doch seine Einladungen wurden meistens abgelehnt. Die Landleute erzählten sich, es spucke im Schloß; man habe des Nachts den Baron an derselben Stelle sitzen sehen, auf welcher er gestorben sei, und Geräusch in seinem leeren Zimmer gehört. Jakob Marsden erfuhr das; Spieler sind sehr abergläubisch: ein unbehagliches Gefühl beschlich ihn, so oft er an Sir Hugo's Zimmer vorübergehen mußte. Es war angenehm von der Terrasse des Gartens auf das kleine Fischerdorf Seeburn zu schauen, welches ihm fast ganz gehörte, oder auf seinen sich weithin erstreckenden Wald; es war angenehm zu denken, daß er, einst ein armer Abenteurer, jetzt der Besitzer dieses schönen Landes sei, so weit er es bis zum blauen Ocean übersehen konnte; aber es war nicht angenehm, allein in den großen, eleganten Räumen zu sitzen und an den fatalen Klang der Würfel und Weingläser im Sterbezimmer zu glauben. Er wußte, daß die Aufregung des Barons über die

furchtbaren Verluste, welche er, Marsden, herbeigeführt, den Tod beschleunigte oder verursachte. Er fürchtete die Lächerlichkeit, sonst hätte er das unheimliche Gemach vermauern lassen. Eines Abends stieß ihm ein so überwältigender Schrecken zu, daß er das Schloß Gaveston verließ und nie wieder bewohnte. Er hatte eine Anzahl von Gästen überredet zu ihm zu kommen, aber Keiner derselben übernachtete bei ihm. Nach der herrlichen Mahlzeit war er am Spieltisch sehr glücklich gewesen. Erfreut über den Gewinn trank er viel, vergaß Sir Hugo und dessen Zimmer und sah seine fröhlichen Gäste aufbrechen. „Grüßen Sie mir den Baron" sagte einer scherzend beim Abschied, und in demselben Augenblicke kehrte Marsdens Furcht zurück. Er ging in den Speisesaal stärkte sich durch einen tüchtigen Trunk, denn er mußte an Sir Hugo's Zimmer vorüber, um zu Bette zu gehen. Er hatte befohlen, daß der Vorhang des Fensters nach der Hausflur stets heruntergelassen bleibe, aber heute hatte ein Bedienter das vergessen. Er ging hastig zur Treppe, erschrack über den zurückgeschlagenen Vorhang und floh mit gellendem Schrei in sein Schlafzimmer — er sah Sir Hugo im Lehnstuhl und der anklagende Blick verfolgte ihn. Er hatte eine unruhige, peinvolle Nacht, und konnte kein Auge schließen. Am Morgen verließ er das Schloß und schwur nie zurückzukehren, sondern seinen Reichthum an einem anderen Orte zu genießen, wo ihn solch' unheimlicher Gast nicht störe.

Das alte Schloß wurde vermiethet, und keiner der Bewohner klagte über irgend ein gespensterhaftes Geräusch oder eine derartige Erscheinung.

II.

Die Nachkommen.

In einem Jahrhundert verändert sich vieles, besonders aber ein Dorf oder ein Städtchen an der See; sogar einige Jahre reichen zur vollständigen Umwandlung hin; es vergrößert sich jedes Jahr. Es gab liebliche Dörfchen an der Seeküste, wo ein gesunder, ruhiger Aufenthalt billig zu haben war. Im kleinen Wirthshaus sah es freilich etwas unansehnlich aus, aber die Fische wurden dort sehr gut gekocht, und freundschaftlich erzählten die Fischer bei der Abendpfeife ihre Heldenthaten, deren Wiederholung in der Stadt lachend angehört wurde.

Doch mit der Zeit wird jedes an der See gelegene Dorf ein beliebter Badeort. Anstatt der armen Hütten sieht man neuerbaute Wohnhäuser, das kleine Wirthshaus wurde zum eleganten Hotel, die fröhlichen Gäste wechseln dreimal des Tages die Toiletten und betragen sich als Großstädter.

Solche Veränderung hatte Seeburn erfahren, denn mehr als ein Jahrhundert war vergangen, seitdem Jakob Marsden aus dem Haus geflohen, wo ihn der Geisterblick des todten

Sir Hugo schreckte. Die Familie Gaveston trug die Folgen der üblen Lebensweise des Baron, und der jetzige Sir Philipp Gaveston war ein güterloser Edelmann. Drei Generationen gingen dahin, seitdem das Herrenhaus in fremde Hände fiel; die Gavestons, obgleich im Anfang tief niedergedrückt, wurden vom Glück begünstigt, auch Sir Philipp war ein allgemein gerühmter junger Jurist. Die Familie Marsden war ebenfalls noch nicht erloschen, aber ein Mehlthau schien auf sie gefallen zu sein, und Miß Adeline Marsden, die einundzwanzigjährige Erbin des Schloßes Gaveston war die einzig Uebriggebliebene ihrer frühverstorbenen Verwandten. Nach Sir Hugo's Ruin hatte kein Verkehr zwischen den beiden Familien mehr stattgefunden. Der Schmerz der Gavestons schien sich mit der Länge der Zeit noch zu steigern und jedes Glied der Familie erfuhr in verständnißvollen Jahren mit Entrüstung, daß Sir Hugo das Erbe seiner Väter an Jakob Marsden verspielt habe. Kein Repräsentant der Familie hegte den alten Groll lebhafter als der jetzige Baron. Sir Philipp Gaveston (seit dem Sohne des Spielers trug kein Gaveston den Namen Hugo) berührte nie eine Karte, trank nie mehr als ein Glas Wein, man nannte ihn einen musterhaften jungen Mann, aber sein Fehler war der Stolz. Er legte großen Werth auf Reichthum und Rang, zürnte innerlich, daß er den adeligen Namen ohne das Gut habe; sein ruhiges Gesicht flammte auf und in seinen schönen Augen funkelte der Zorn, wenn von seinem Verluste gesprochen wurde. Hätte er je dem Vorfahr, welcher ihn seines Geburtsrechtes beraubte, begegnen können, sogar der wilde, verwegene Sir Hugo wäre ihm gegenüber verstummt.

Sir Philipp wohnte in Seeburn. Er liebte die Spazier-

gänge in den waldigen Bergen, aber er wollte niemals das Schloß betreten, auch nicht als eine ihm befreundete Familie dort wohnte. Man sagte, sein Vater habe die kühne Hoffnung gehegt, eines Tages das Schloß zurückkaufen zu können, doch sei jede Möglichkeit entschwunden, seitdem das Dorf Seeburn zum besuchten Badeort wurde und dadurch der Werth der Ländereien stieg.

An einem schönen Septembermorgen lehnte Philipp Gaveston am Geländer des Seeburner Hafens. Ein befreundeter junger Jurist trat zu ihm und fragte: „Was gibst du mir für meine Neuigkeit, Gaveston?"

„Das hängt von dem Gegenstande derselben ab, antwortete Gaveston, „in den heutigen Zeitungen fand ich nichts Neues, daher kann ich dich zu einem Glase Wein einladen."

„Vorsichtiger Mensch," sagte Redfern, „man sollte glauben, du habest unter den Bergschotten gelebt, jedoch über meine Mittheilung wirst du wirklich staunen."

„Die staunende Erregung soll der Verdauung nicht zuträglich sein, und ich habe soeben gefrühstückt. Aber ich will es riskiren, erzähle deine Neuigkeit!"

Gaveston lehnte sich auf das Brückengeländer und wollte gerade die Cigarrenasche in das Wasser stäuben, als Redfern sagte: „Miß Marsden ist in das Schloß eingezogen."

Gaveston erschrack, die Cigarre fiel in das Wasser, er drehte sich um und sagte: „Wenn das ein Witz ist, Tom, so ist es ein schlechter."

„Es ist kein Scherz," sagte Tom, „sondern eine einfache Thatsache. Du brauchst dich nicht zu entsetzen, als hätte ich dir den Bankerott deines Banquiers berichtet. Es ist eine Neuigkeit in Seeburn, aber was geht es dich an?"

„Es geht mich an, „sagte sein Freund trübsinnig vor sich hinblickend.“

„Ah so, bist du noch nicht über die alberne Grille hinausgekommen? Deine Vorfahren verloren das Besitzthum vor hundert Jahren, so viel ich weiß, und es ist nicht die Schuld des verwaisten Mädchens, daß es ihr zufiel.“

„Sprich nicht darüber,“ sagte Philipp ernst, „du weißt, wie ich bin. Ich muß fort von hier, ich will ihr nie begegnen. Ich glaube, ihr Anblick würde mich schon beleidigen.“

„Wie du willst. Man sagt, daß sie ein reizendes Mädchen ist, und ich gedenke mich ihr bei erster Gelegenheit vorstellen zu laßen. Uebrigens will sie für immer hier bleiben; eines Tages wirst du mit ihr zusammenkommen, ausgenommen wenn du Seeburn ganz aufgibst oder bei Nacht in Geisterspuck umherstolzirst.“

„Du hast Recht,“ sagte Sir Philipp noch immer sehr bestürzt, „aber ihre Gegenwart wird mir den Ort unerträglich machen. Andere Bewohner des Schloßes kann ich mit Gemüthsruhe sehen, aber eine Marsden!“

„Die Gemüthsruhe äußert sich in manch’ bösem Wort, sobald ein neuer Bewohner das Schloß bezieht; ich werde mit Interesse deine Begegnung mit der jungen Dame beobachten.“

„Meine Begegnung mit ihr!“ rief Sir Philipp. „Nach dem Freundeskreise ihres Vaters zu urtheilen, werden wir ihr schwerlich hier begegnen, wo unsere Geschichte so wohl bekannt ist.“

„Mein lieber Junge,“ antwortete Redfern, „du kannst nicht glauben, daß die Seeburner, sogar deine eigenen Freunde so starke Abneigung gegen die jetzige Schloßherrin hegen werden.“

„Ich glaube, daß ich auf meine Freunde vertrauen kann,“ sagte Sir Philipp in stolzem Ton.“

Redfern verlor die Geduld und ließ den Gegenstand des Gespräches fallen.

Wirklich schien es, als sei Miß Marsden zu ungünstiger Zeit nach Seeburn gekommen. Sie hätte besser gewartet bis Sir Philipp abwesend war, um Annäherung bei ihren Nachbarn zu suchen. Das Vorurtheil gegen die Marsdens war nicht ganz ausgestorben und sollte neu aufleben, als eine Erbin im Schloß Wohnung nahm, während Sir Philipp in Seeburn lebte.

Adeline Marsden hatte etwas über die Mißliebigkeit ihres Namens gehört, aber sie war nicht die Person, welche ihre Pläne schnell aufgab; sie ließ ihr Haus für sich bereiten und zog am Tage vor Philipp's Gespräch mit Redfern in Schloß Gaveston ein. Adeline hatte gerade ihr einundzwanzigstes Jahr vollendet. Sie sah ebenso jung aus, als sie war, obgleich sie Weltkenntniß und ein sicheres Selbstbewußtsein besaß. Das kam daher, daß sie seit mehr als zehn Jahren verwaist war; ihr Vormund erfüllte seine Pflichten in sehr nachläßiger Weise, die Rechnungen der Pensionsanstalt liefen regelmäßig ein, daher wußte er, daß sie lebte, und er dachte nicht weiter über sie nach. Er wußte, daß sie reich war, aber er war auch reich, und da er keinen Sohn hatte auf dessen Verbindung er speculiren konnte, so überließ er sie ihren Erzieherinnen. Dennoch war Adeline ein Mädchen, für welches sich Jeder auch ohne Vormundspflichten zu haben, interessiren konnte. Sie hatte ein freimüthiges, furchtloses Wesen, schwärmte für hohe und edle Ziele, war sehr wahrheitsliebend und gleichgültig gegen das Urtheil der Menge, aber zärtlich, liebevoll und treu, wo sie einmal eine Freundschaft angeknüpft hatte, obgleich sich Manche durch die kalte Hoheit anfänglich

befremden ließen. Sie war eine schöne Erscheinung, eine große, ebenmäßige Gestalt mit ovalem Gesicht, hatte dunkles, tief in die Stirn gewachsenes, reiches Haar, liebliche, aufrichtige, graue Augen unter langen Wimpern und einen wundervoll geschnittenen Mund. Wahrheitsliebe und Treue, die hervorstechenden Eigenschaften ihres Charakters sprachen aus dem schönen Aeußern und gewannen ihr viele Herzen.

Ihre Ausbildung erhielt sie in den besten Erziehungsanstalten Englands und des Continents; sie huldigte einigen neuen Ideen über Frauenrechte und hielt es für Unrecht, daß sie, die wohlunterrichtete Schloßherrin, nicht über politische Fragen urtheilen und nicht wahlberechtigt sein sollte, während ihre Nachbarn, die kleinen Kaufleute und Bauern, es waren.

In Seeburn bildete sich eine Partei gegen sie. Die aristokratischen Familien der Umgegend und die haute-volée des Ortes schienen unter dem alten hochedlen Banner der Gavestons Stand zu halten. Einige neuangesiedelte Familien und die Kaufleute behaupteten dagegen, daß Miß Marsden auf Schloß Gaveston so gut sei als irgend ein Gaveston, und es sei absurd, das, was vor hundert Jahren geschehen, der jungen Schloßbesitzerin zur Last zu legen, deßhalb weil Sir Philipp über altem Unrecht brüte und einen Groll hege, der unvernünftig und unchristlich sei. Die Aristokraten leugneten das feindselige Gefühl auf ihrer und Sir Philipp's Seite. Sie sagten nur, sie würden sich die Wahl ihres Umganges nicht vorschreiben lassen, ihre Familien hätten vor Zeiten die Marsdens nicht besucht, und sie würden jetzt nicht den Anfang machen. Sie sprachen von Miß Marsdens Schönheit und vielseitiger Bildung, aber sie gewährten ihr keinen Eintritt in ihre Gesellschaft.

III.

Dr. Vincent.

Es blieb Adelinen nicht unbekannt, daß sie durch Sir Philipp's bösen Einfluß von den distinguirtesten Nachbarn für eine Paria gehalten wurde. Er bemühte sich nicht, den angeerbten Haß zu verbergen und verursachte ihre Ausschließung aus Häusern, wo sie um ihrer eigenen Vorzüge willen ein geehrter Gast gewesen wäre, und sie fühlte schmerzlich diese ungerechte Feindseligkeit. Welches Recht hatte er auf solche beharrliche, rachsüchtige Weise die Sünde eines fernen Vorfahren an ihr, die ihm kein Leid gethan, heimzusuchen? Ihren hohen, romantischen Ideen folgend, hätte sie sich sogar ihres Besitzthums entäußert, um ein altes Unrecht gut zu machen, aber das würde natürlich nicht angenommen worden sein, und so konnte sie nur Gavestons Ungerechtigkeit beklagen. Beide, der Mann und das Mädchen, hatten einander aus der Ferne beobachtet und Philipp Gaveston wollte sich selbst kaum eingestehen, daß sie ihm sehr wohl gefalle.

Ein Ereigniß brachte Seeburn's Bevölkerung in Aufregung. Es war ein Conzert- und Ballabend, welcher im Anfang des Frühlings zum Besten des Hospitals stattfinden sollte. Man bildete ein Comité einflußreicher „Vorstandsdamen" und sandte die Einladungen aus. Natürlich wurden die Billete bezahlt, aber sie sollten nur ausgewählten Personen zugesendet werden, damit die Ballgesellschaft nicht gemischt sei. Das Damencomité hatte die Absicht, Adeline Marsden auszuschließen und dieser Vorsatz christlicher Liebe scheiterte an Dr. Vincent's Energie. Dr. Vincent war der angesehendste Arzt in Seeburn und Vorsteher des Hospitals, überdieß ein weitberühmter Mann. Er hatte in seiner Londoner Praxis ein Vermögen gesammelt und war nach Seeburn gezogen, um von seiner Arbeit zu ruhen, doch hier wurde sein Beistand so sehr gesucht, daß er seine Praxis wieder aufnehmen mußte. Dr. Vincent war Adeline's Freund und zuverläßiger Anhänger, überall lobte er sie und wollte nie ein Wort gegen sie hören. Als er das Complott gegen sie anläßlich des Balles erfuhr, sträubte sich sein kurzes graues Haar vor Entrüstung und er stürzte wie eine alte Spinne auf die unbehutsame Fliege Intriguantin los. Er nannte Miß Marsden das beste, achtungswertheste Mädchen in der Gegend und eine freigebige Stütze des Hospitals. Sie war überaus gütig gegen genesende Patienten, bewilligte ihnen unentgeldlich Wohnungen in ihren an der See gelegenen Häusern; sie sollte unter den Vorstandsdamen genannt werden und zum Ball kommen oder er, der Doktor, wolle alle seine Sachen zusammenpacken und Seeburn auf Nimmerwiedersehen verlaßen. Er sagte das zu der alten Lady Faddletop, und die Drohung machte sie schwindlig. Er wollte Seeburn verlassen! Der Gedanke an den Verlust des

Doktors erschreckte noch mehrere kränkelnde Damen und sie fügten sich seinen Wünschen, denn der Ruf des erfahrenen, gelehrten Arztes zog viele Kurgäste an.

Adeline war nicht so dankbar, wie der Doktor erwartet hatte.

„Sie sind sehr gütig, Herr Doktor," sagte sie, „ich habe keine Bälle besucht, aber Alles zu seiner Zeit, auch tanzen zu seiner Zeit," sagt Salomo; hier würde ich Ihrer Einladung folgen, indeß Sie wissen, wie ungern ich mich den Leuten aufdringen lasse."

„Diese Leute sind Fidelbogen," sagte der erregte Doktor, „und Sie sprechen, als seien Sie eine Dosis widerlicher Medicin. Beklagt sich Jemand, wenn man ihm einen Juwel aufdringt? Sie erzürnen mich, wie es Lady Faddletop that, und zur Strafe für den ihr beigebrachten Schrecken muß ich sie jetzt täglich zweimal besuchen.

„Sie sprechen zu schmeichelhaft," antwortete Adeline lachend, „aber sagen Sie mir, Herr Doktor, wird mein Feind, wird Sir Philipp Gaveston auf dem Balle sein?"

„Ganz gewiß," antwortete der Doktor im Eifer „er erscheint stets bei öffentlichen Gelegenheiten. Ein aufgeblasener Affe! Hätte ich ihn nur eine Woche in meiner Behandlung, ich würde ihm etwas blaues Blut abnehmen und den Hitzkopf kühlen."

„Herr Doktor, Sie müssen sich abkühlen, oder ich muß Sie in Behandlung nehmen," entgegnete Adeline. „Sie erzürnen sich meinetwegen mehr als ich selbst es thue. Ich möchte Sie um eine Gefälligkeit ersuchen. Wollen Sie mir im Voraus die Gewährung versprechen?"

„Ja," sagte der Doktor ohne Zögern. Er konnte Adelinen Nichts abschlagen. Vor Jahren als er ein junger Arzt und glücklicher Gatte war, wurde ihm ein einziges Kind geboren, dunkellockig, grauäugig wie Adeline. Sie lebte zehn Jahre, und dann hatte Gott sie genommen; der alte, ernste Mann der Wissenschaft besaß eine weiche Stelle in seinem Herzen, die Erinnerung an dieses Kind, welches er in einen trüben Kirchhof Londons an die Seite ihrer Mutter gebettet.

„Wohlan," sagte Adeline, „Sie kennen Sir Philipp Gaveston?"

„Natürlich kenne ich ihn," sagte der Doktor, „Sie wissen das." „Warum in aller Welt fragen Sie mich?"

„Ich kenne ihn nicht," sagte Adeline ruhig.

„Das ist sein Schaden," bemerkte der Doktor grimmig.

„Und ich wünsche, daß Sie ihn mir auf diesem Balle vorstellen."

„Was! Soll ich Sie etwa von dem Manne insultiren lassen?" sagte der Doktor von Neuem erzürnt. „Was träumen Sie?"

„Er wird mich nicht insultiren," sagte Adeline, „ich weiß, Sir Philipp Gaveston ist stolz und vorurtheilsvoll, aber vor Allem ist er ein Cavalier.

„Vielleicht," sagte Dr. Vincent zweifelnd und noch bestürzt, „es gibt manchen Narren, dessen Blut so blau wie das der Plantagenets. Der Gründer meiner alten Schule sagte: „Das Betragen macht den Mann."

„Ich habe gehört, daß sein Betragen ein vollkommen feines ist," sagte Adeline, um den alten Mann zu necken.

„So" sagte mürrisch Dr. Vincent. „Nun wollen Sie selbst darüber urtheilen, gleich allen Frauen. Da ich es versprach" —

„Sie haben es versprochen."

„Seien Sie so gut, mich nicht eiligst zu zwingen," sagte der Doktor mit angenommenen Zorn. „Da ich es versprach, will ich Ihnen Sir Gaveston auf dem Balle vorstellen. Jedoch bedenken Sie, wenn der Bengel irgend etwas Impertinentes sagt, so tadeln Sie mich nicht."

„Ich glaube nicht, daß mich Jemand beleidigen wird," sagte Adeline und ihre schönen grauen Augen blitzten siegesgewiß wie ein Schwert im Sonnenstrahl. „Nein, gewiß nicht," sagte der Doktor und nahm herzlich von ihr Abschied. Als er das Haus verließ, murmelte er: „Gott behüte sie, wie gleicht sie meiner armen Maria!"

Dr. Vincent war zerstreut. Er hatte eine bewundernswerthe, umfassende Abhandlung über Herzleiden geschrieben und hätte das gelehrteste Gutachten darüber geben können, aber jetzt wie zuvor dämmerte der Gedanke in ihm, daß anatomische und phylosophische Forschungen über den Bau dieses Organs von keinem Vortheil seien, wenn man manche seiner Grillen betrachte. Aus welchem Grunde wünschte sein Liebling die Bekanntschaft des Mannes, welcher die Nachbarn gegen sie aufhetzte? Der Doktor sann lange nach und kam, gleich anderen Männern, zu dem Schlusse, wenn man den Beweggrund der Bitte einer Frau nicht einsehen könne, so müsse man sich nicht darüber beunruhigen.

IV.

Im Ballsaal.

Der Ball zum Besten des Hospitals versprach einen lohnenden Erfolg und wurde mit Spannung erwartet. Gewöhnlich gab es im Sommer ein paar Bälle für die Badegäste, aber sie standen nicht unter so erhabener Protection und erregten nicht so großes Interesse wie der für diese ausgewählte Gesellschaft. Man sprach viel über das Erscheinen des Namens Adeline Marsden auf der Liste der Vorstandsdamen; die schlauen Matronen hatten nicht verlauten lassen, wie Dr. Vincent sie gezwungen, und er selbst, zufrieden mit der Erfüllung seines Willens, schwieg darüber und verbesserte das Befinden seiner Patientinen, so daß sie dem Balle beiwohnen konnten.

Der Ballabend kam. Der städtische Gesellschaftssaal war brillant beleuchtet, mit Standarten und Blumen geschmückt, mit hübschen jungen Mädchen und eleganten Herren gefüllt. Die alte Lady Faddletop schien durch Dr. Vincent's Geschick=

lichkeit verjüngt und konnte sich vortrefflich amüsiren. Adeline erschien spät. Eine alte Dame, ihre frühere Gouvernante, begleitete sie, und der Doktor eilte zu ihrem Empfange herbei. Sie trug ein einfaches, hohes, weißseidenes Kleid, am Halse mit einem Brillantknopf geschlossen; sie glich den übrigen Balldamen nicht, und man vergaß dieselben bei ihrem Anblick. So dachte Philipp Gaveston, während er sie aus der Entfernung mit einem Gemisch von Zorn und Bewunderung betrachtete. Der Doktor und ihre Chaperone wurden mit Bitten um Vorstellung bei der jungen Dame bestürmt; einige Familien ignorirten consequent ihre Anwesenheit, weil sie ihre alte Regel in Betreff der Marsdens nicht brechen wollten, doch beneideten sie Adeline um ihre königliche Erscheinung. In einer Pause zwischen den Tänzen sah Dr. Vincent Philipp Gaveston vorübergehen. Sir Philipp war unläugbar ein schöner Mann mit freier Stirn, griechischen Zügen und edler Miene. Dr. Vincent berührte seinen Arm und sagte, als er sich umwandte: „Sir Philipp, erlauben Sie, daß ich Sie meiner Freundin vorstelle. Sir Philipp Gaveston, Miß Marsden," und der Baron hinterrücks überfallen, verbeugte sich instinktiv vor der Dame. Seit dem Unglücksfall vor hundert Jahren begegneten einander wieder ein Gaveston und eine Marsden. Die beiden rivalisirenden Anführer hatten, so zu sagen, Schwerter gekreuzt und wurden von einigen Umstehenden mit Interesse beobachtet. Ein Herr, welcher einer Dame auf dem Balle vorgestellt wird, muß sie aus Höflichkeit zum Tanze auffordern, und Adeline Marsden hatte richtig vorausgesetzt, daß Philipp Gaveston ein Cavalier sei und sie nicht beleidigen werde. Er wußte kaum, was er that, und zürnte dem Dr. Vincent, aber er bat um das Vergnügen eines Tanzes. Es war ein

Walzer. Gaveston war ein vortrefflicher Tänzer, und Adeline hatte in Wien walzen gelernt. Sie hatten kaum eine Runde getanzt, als sie gegenseitig entdeckten, es sei sehr angenehm mit einander zu tanzen, ob sie Freunde oder Feinde sein mochten.

Die guten Einwohner Seeburns waren elektrisirt. „Sir Philipp tanzt mit Miß Marsden," dieses Murmeln lief durch den Saal, und sogar Lady Faddletopp humpelte in die Nähe der Tanzenden, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß es keine böse Erfindung des Dr. Vincent, sondern Wahrheit sei. Endlich war der Walzer beendet, und Adeline sagte ruhig: „Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Sir Philipp; bitte, wollen Sie mich in die Orangerie führen?"

Er gehorchte mechanisch, und sie traten in den kleinen Glaspavillon am Ende des Ballsaals, wo exotische Gewächse standen und ein Balcon die Aussicht auf die mondbeglänzte See gewährte. Ein unbehagliches Gefühl beschlich Sir Philipp, er beschloß, Dr. Vincent wegen des ihm gespielten Streiches zur Rede zu stellen, obgleich er dabei wenig Genugthuung erwarten konnte, denn Dr. Vincent's Zunge war so scharf wie sein Operationsmesser, das er schonungslos gebrauchte. Adeline sah Gaveston gerade in das Gesicht und sagte: „Ich hoffe, Sir Philipp, Sie werden das, was ich Ihnen sagen will, nicht ungeziemend und unweiblich finden, aber ich wünsche Sie zu fragen, warum Sie solche seltsame und heftige Feindschaft gegen mich hegen?"

Unter zehn Männern würden neun die Frage parirt haben durch die Einwendung, daß sie im Irrthum hinsichtlich eines feindlichen Gefühles sei u. s. w., aber Gaveston hielt das unter seiner Würde, er antwortete: „Feindseligkeit ist ein zu starkes Wort,

Miß Marsden, jedoch gestehe ich ein Vorurtheil ein — nicht gegen Sie, sondern gegen die Familie, deren Namen sie tragen."

„Sie sind sehr aufrichtig, ich danke Ihnen," sagte sie, „aber bitte, erinnern Sie sich, daß ich die einzige Repräsentantin dieser Familie bin und die Frage keinem Anderen überlassen kann. Ich kenne sehr wohl den Grund Ihres Vorurtheils, aber ich frage: ist es mir gegenüber ein gerechtes und edles?"

Sonderbar genug war das gerade die Frage, welche sich Gaveston nie klar gemacht hatte. Wenn er über das seiner Familie durch Jakob Marsden zugefügte Uebel nachdachte, nährte er den Groll, wie die Menschen ihre Lieblingssünden hegen, während sie dieselben oft mit einer Offenheit bekennen, in welcher sie Entschuldigung suchen; z. B. sagt Mancher freimüthig: „Ich bin sehr heftig," als sei das Bekenntniß vollkommene Genugthuung für das Laster. Philipp Gaveston begegnete der einfachen Frage, welche er nur dem Urheber des Uebels leicht beantwortet haben würde, aber Jakob Marsden war seit fast einem Jahrhundert im Grabe und nun fragte seine Descendentin, ein schönes Mädchen mit leuchtenden Augen und königlichem Ansehen, ob er nicht Unrecht thue, indem er den angeerbten Haß hege. Diesen furchtlosen grauen Augen gegenüber war nur die Wahrheit möglich, und Philipp Gaveston fühlte, was er sagte: „Ich gestehe, Miß Marsden, mein Gefühl Ihnen gegenüber ist unedel, denn Sie können in keiner Weise getadelt werden für das, was vor hundert Jahren geschah." „Ich danke Ihnen" sagte sie, ihn mit einem schönen Blick belohnend. „Ich wünsche auszusprechen, wie völlig ich

die Gefühle verstehe, welche Sie in Bezug auf Schloß Gaveston hegen, ja, schon die Erwähnung erregt Sie. Glauben Sie mir, wenn irgend eine Ersatzleistung von meiner Seite möglich wäre, — irgend eine Genugthuung, welche Sie annehmen würden, so möchte ich sie sogar jetzt nach so langer Zeit darzubringen suchen."

Sie sprach so offen und mit solcher Herzlichkeit, daß ein rascher Gedanke in ihrem Zuhörer aufblitzte, ob er das beredte Mädchen beim Wort nehmen und um sie selbst als Ersatzleistung werben solle, aber nein, das würde nur den Vorwurf der Vermögensjagd auf ihn laden, und sie wußte Nichts von ihm, als daß er sie hasse. Er sagte ruhig: „Ich glaube Ihnen, Miß Marsden." Nochmals dankte sie ihm mit einem Blick, dessen seltsamer Zauber ihn erstaunte und sagte: „Sie sollten das Schloß besichtigen, nicht, wenn ich zu Hause bin," setzte sie hastig hinzu, als ihm der Vorschlag nicht zu gefallen schien, „ich werde auf einige Tage verreisen. Ich weiß, Sie haben es nur von Außen gesehen; gewiß ist es Ihr Wunsch, das Haus Ihrer Vorfahren zu sehen."

Adeline sprach gütig und warmherzig, aber es war mehr als Gaveston verlangte. Er hatte mit Seelengröße sein Unrecht eingestanden, aber er konnte nicht plötzlich das Gefühl verbannen, welches ihn Zeitlebens beherrscht hatte. Sein Gesicht verfinsterte sich, als er antwortete: „Ich bin Ihnen sehr dankbar, Miß Marsden, aber gerade weil meine Vorfahren auf Schloß Gaveston lebten, wünsche ich es nicht zu sehen. Mein Entschluß ist unabänderlich, ich will die Heimath meiner Ahnen niemals sehen."

Bei diesen Worten bot er ihr seinen Arm und führte

sie zu ihrer Begleiterin in den Ballsaal zurück, wo er sie mit einer Verbeugung verließ. So endete die Zusammenkunft der Erbin der Marsdens und des Sir Philipp-Gaveston. In Seeburn wurde viel darüber gesprochen, aber bald sollte noch anderer Stoff zu Discussionen vorhanden sein, denn Sir Philipp kam in seltsamer Weise auf das Schloß und Adeline leistete in noch seltsamerer Weise Genugthuung durch ihr Blut.

V.

Sir Hugo erscheint.

Mancher Mann geht seinen Weg und denkt, daß ihn Nichts in seiner Lebensart stören könne, aber er wird erstaunt finden, welchen großen Wechsel ein einziges weibliches Wesen in seine Berechnungen bringt. Er war sicher, so lange er heiter und aufmerksam mit Damen verkehrte, aber er hat seinen Frieden verloren, sobald die Eine, zu welcher sein Herz ihn zieht, in seinen Kreis trat. Der Kampf gegen die wachsende Neigung zu einer Frau ist meistens unmöglich. Heroische junge Männer haben die Liebe und süßlockende Träume von sich gewiesen, aber sie sind selten im Leben. „Es gibt blaue Augen, singt Walter Savage Landor, welche eure Seufzer verlangen, und je bereitwilliger ihr sie ihnen gebt, desto weiser ist es.“ Es ist besser sich mild zu fügen, anstatt gegen das Unvermeidliche zu kämpfen, sonst täuscht ihr Gefangenen euch mit eurer Freiheit, bereitet euch Schmerzen und müßt euch schließlich doch unterwerfen.

Philipp Gaveston kämpfte. Nach seinem Grundsatz sollte

der Schritt zur Ehe wohl überlegt werden, und er wußte nicht, daß sich die Liebe nicht wie ein Gesetzpunkt erörtern lasse. Adeline hatte ihn vollständig gefesselt. Sie besaß eine sonderbare Anziehung für ihn, bevor er sie kannte, nun hatten ihn die klaren Mädchenaugen besiegt. In seinem Herzen wünschte er, daß sie eines Fischers Tochter sein möchte, anstatt die Erbin, in deren Macht es stand, ihm die Besitzthümer seiner Ahnen zurückzugeben. Jedoch trotz dieses mächtigen Gefühls sagte er sich, man habe ihm einen Streich gespielt, und die wenigen freimüthigen Worte aus ihrem Munde sollten seine abgeschlossene Lebensweise nicht stören, er wolle mit der Erbfeindin seines Hauses nicht Freundschaft schließen, weil sie zufällig ein reizendes Mädchen sei. Der Conflict seiner Gefühle machte ihn unzufrieden, er wurde schwermüthig und eingebildet krank, weßhalb er eines Tages Dr. Vincent consultirte und dieser ihm dringend eine Reise in das Ausland anrieth. Er hatte den Doktor nicht wegen der kühnen Vorstellung gescholten, er war sehr höflich, wenn er mit Adelinen zusammentraf, und es war seltsam, daß er oft mit ihr zusammentraf, aber es schien nicht, daß der alte Fehler gebessert sei, und die Seeburner blieben verwirrt. Adeline dagegen fühlte sich sehr enttäuscht durch das Resultat ihres Ballgespräches. Ihre gute Meinung war durch Gaveston's ehrenhafte Offenheit erhöht worden, aber seine Weigerung das Schloß zu besuchen hatte sie tief verletzt. Sie ärgerte sich über sein kaltes, steifes Benehmen und dachte zuweilen, es würde besser sein, wenn sie ihm gänzlich fremd geblieben wäre, als so ceremoniell und fernstehend behandelt zu werden. Sie versprach sich zu viel von der Begegnung mit ihm und unterschätzte die Stärke des bitteren Gefühls, welches sie bekämpfen wollte.

Dr. Vincent las in ihren Zügen, wie in einem Lieblingsbuche, dessen Seiten man auswendig weiß; er ärgerte sich über ihre Enttäuschung und zürnte über Gaveston's unvernünftige Widerspenstigkeit. Gleichzeitig sprachen Adeline's Hausgenossen von alten Gespenstergeschichten und wollten Geräusch im Zimmer des Sir Hugo gehört haben. Adeline erzählte es lachend dem Dr. Vincent; er sagte, er habe niemals einen Geist gesehen, aber er wünsche sich die Gelegenheit, und sollte ein anständiges Gespenst seinen ärztlichen Beistand verlangen, so wolle er denselben gratis gewähren.

In einer Nacht jedoch fuhr Adeline aus unruhigem Schlaf auf. Sie hatte im Traum die Karten- und Würfelspieler gesehen und wiederholten Hilferuf vernommen. Erschreckt sah sie nach der Thür und dann nach dem Fenster; sie hatte vergessen, die Vorhänge zuzuziehen, das Mondlicht strömte herein, und sie sah auf die See. Dicht am Fenster stand eine hohe Gestalt und zeigte auf das Meer; ein schrammiges Gesicht mit großem Schnurbart wendete sich ihr zu, es war Sir Hugo, dessen Bild unten im Schloße hing, und dreimal schien sein schattenhafter Arm nach der fernen, silberschimmernden See hin zu weisen. Sie sprang auf und eilte an das Fenster. Die Gestalt war verschwunden; im hellen Mondlicht sah sie einige Leute, welche augenscheinlich durch das Thal kamen und sich dem Schloße näherten. So schnell als möglich kleidete sie sich an und eilte die Treppen hinab. Mit Mühe entriegelte und erschloß sie die Hausthüre, sie hörte nahende Schritte auf dem Kieswege und sah sechs Männer mit einer Bahre, auf welcher ein Todter zu liegen schien. Sie kamen näher und erstaunten Adeline an der geöffneten Thüre zu sehen. Als sie die Bahre niedersetzten, bemerkte Adeline herabfallende Blutstropfen. Das

Mondlicht fiel auf das Gesicht des Mannes und mit einem lauten Schrei erkannte sie ihn. Er hatte gesagt: „Ich will die Heimath meiner Ahnen niemals sehen,“ aber Sir Philipp Gaveston wurde auf der Bahre in das Schloß getragen.

VI.

Transfusion.

Philipp Gaveston war heimgekommen. Seit einem Jahrhundert hatte kein Gaveston die Schwelle des Schlosses überschritten, und nun schien es, als solle der einzige Abkömmling der Familie hier sterben. Der todtenbleiche junge Mann war dem Verbluten nahe, aber er lebte noch. Ohnmächtig durch den Blutverlust lag er in einer erschreckenden Erstarrung. Man erwartete sehnsüchtig den Dr. Vincent, aber man fürchtete er werde zu spät kommen und der letzte Gaveston werde in demselben Zimmer sterben, in welchem Sir Hugo verschied.

Philipp Gaveston hatte einen entsetzlichen Unfall erlebt. Am vorhergehenden Abend machte er seinen gewöhnlichen Spaziergang auf den Klippen, wo er keine Veränderung vermuthete, und war augenscheinlich über ein Felsstück gefallen, da es ihm unbekannt war, daß am Morgen ein Riß der Uferstelle stattgefunden hatte. Erst beim Anbruch der Nacht vermißten ihn die Freunde, in deren Haus er wohnte, und auch dann wären

Nachforschungen vergebens gewesen, wenn ihn nicht ein paar Fischer auf der Klippe gesehen hätten. Auf eine vorstehende Felszacke hinabgestürzt, lag er dort mit zerbrochenem Arm, sein Hilferuf verhallte ungehört. So hatte er mehrere Stunden zugebracht, und nachdem ihn die Fischer gesehen, verging geraume Zeit, ehe sie ihn erreichen konnten. Mit großer Schwierigkeit wurde er auf die Spitze des Felsen gezogen, seine Retter trugen ihn halbtodt zum Schloß, dem nächsten Hause, während einer der Männer zum Dr. Vincent eilte. So war ein Gaveston auf das Schloß gekommen, aber es schien zweifelhaft, ob er das Bewußtsein wieder erlangen werde. Als Adeline sich über ihn neigte, dachte sie wie stolz er gesagt hatte, er wolle nie über ihre Schwelle kommen, und wie seltsam sein Vorsatz umgestoßen sei. Sie wartete ängstlich auf Dr. Vincent, und als sie den bewußtlosen Mann betrachtete, beschlich sie ein nie gekanntes zärtliches Gefühl für ihn. Hilfsbedürftigkeit und Krankheit jeder Art rufen stets die schlummernden Kräfte der Frauenseele wach; Adeline sagte sich, eine besondere Schicksalsfügung habe ihn zu ihrer Thür gebracht, und wie wunderbar, daß er die Gastlichkeit derjenigen annehmen mußte, welche die letzte Person in der Welt war, von der er einen Dienst erbeten hätte.

Dr. Vincent kam an, nicht wenig bestürzt über den Ruf, Sir Philipp auf Schloß Gaveston zu besuchen. Welche Ironie des Schicksals hatte Gaveston in solcher Weise zu Adeline gebracht, nachdem er sich so stolz ferngehalten und sich gerühmt hatte, daß seit Sir Hugo's Tagen kein Gaveston mit den Marsdens Gemeinschaft habe? Nun sollte Adeline Gelegenheit haben, eine Genugthuung für das von ihrem Vorfahr verübte Unrecht zu leisten, aber Dr. Vincent hatte keine Ahnung, wie

völlig sie die alte Schuld bezahlen wollte, oder er würde vermuthlich seinen Besuch bei dem Patienten verweigert haben. Er untersuchte sorgfältig den jungen Mann, welcher bleich und bewegungslos ohne Lebenszeichen dalag; nur durch das Stethoskop wurde das schwache Herzklopfen, wahrgenommen sonst hätte man ihn für todt gehalten. Als der Doktor die Untersuchung beendigt, ging er in den anstoßenden Speisesaal, wo Adeline auf ihn wartete. Ihren gespannten Blick beantwortend, sagte er: „Er ist nicht todt, aber ich habe kaum noch Hoffnung. Er hat auf der Klippe so starken Blutverlust gelitten, daß ich zweifle, ob er die Kraft erlangt wieder aufzustehen. Wir sollten ein Telegramm an seine Verwandten senden. Er hat eine verheirathete Schwester in London."

„O! Dr. Vincent kann Nichts gethan werden?"

„Nichts. Ich habe die Blutung gestillt und Alles, was ich konnte, für seinen Arm gethan, jedoch ich fürchte, er wird nicht wieder aufstehen."

„Aber Sie müssen doch Hilfsmittel haben. Sie sprechen von der Erschöpfung durch den Blutverlust."

„Ja, darüber entscheidet die Zeit. Er mag in seinem jetzigen Zustand mehrere Stunden liegen, aber ich fürchte, es ist nur ein Ende möglich."

„Dr. Vincent!" rief Adeline erschüttert. „Sie sind ein kluger Arzt. Sie kennen alle Mittel Ihrer Wissenschaft. Sind Sie machtlos? Gibt es keine Möglichkeit zu einem Rettungsversuch oder ist der letzte Gaveston auf das Schloß gekommen, um hier zu sterben?"

„Wenn ich ihm frisches Blut geben könnte," begann Dr. Vincent.

„Warum können Sie das nicht?“ fragte Adeline.

Dr. Vincent zuckte die Achseln. „Auf einem Wege könnte sein Leben vielleicht gerettet werden. Bedenken Sie, ich sage vielleicht; ich verpflichte mich zu keinem positiven Ausspruch, aber ich halte es für wahrscheinlich ihn zu retten. Unglücklicherweise ist jedoch die Operation unter diesen Umständen unmöglich.“

„Was ist es?“

Dr. Vincent antwortete zögernd: „Wenn ich eine gewisse Quantität frischen Blutes in Philipp Gaveston's Adern flößen könnte, um seinen Verlust einigermaßen zu ersetzen, würde ich vielleicht sein Leben retten. Natürlich müßte ich das Blut einem anderen Menschen entnehmen, darum, fürchte ich, kann Nichts geschehen. Der arme Bursche! Ich wünsche, er wäre eher auf der Klippe gesehen worden.“

„Dr. Vincent, es kann Etwas für ihn gethan werden,“ sagte Adeline. „Entnehmen Sie meinem Arm das nöthige Blut, um ihn zu retten! Ich bin gesund und stark und fürchte die Folgen nicht.“

Dr. Vincent war einen Augenblick vor Erstaunen betäubt, dann wollte er eine erzürnte Einwendung machen, aber er sah in Adeline's strahlende Augen, und die Worte starben auf seinen Lippen. Anstatt ihr abzureden, sagte er: „Sehr wohl! Ehe ich jedoch Ihr Anerbieten annehme, bin ich verpflichtet, Ihnen zu sagen, welche Gefahr Sie bei diesem Versuch laufen. Unter Gottes Beistand kann ich Gaveston's Leben durch diese Operation retten, aber ich muß Sie warnen: wenn bei der Transfusion des Blutes aus Ihren Adern in seine die kleinste Luftpartikel in Ihre Adern tritt, so würde Ihr Tod

durch den Collapsus des Herzens die augenblickliche Folge sein."

Adeline hörte ihn ruhig an und sagte: „Vermuthlich hängt das von der Geschicklichkeit des Arztes ab. Gewiß kann ich auf die Ihrige vertrauen?"

„Ich habe diese Operation niemals ausgeführt, jedoch halte ich mich für ganz competent dazu."

„Wohlan. Wir verlieren nur Zeit, indem wir hier sprechen."

„Warten Sie einen Augenblick," sagte Dr. Vincent entschlossen gegen das Unternehmen, welches er für abenteuerlich hielt, zu sprechen, „warum sollten Sie Ihr Leben riskiren, um das eines Gaveston zu retten? Sie sind keine Verwandte des Sir Philipp; er hat Ihnen gegenüber nur schlecht verhehlte Verachtung und bittern Groll gezeigt."

„Das will ich Ihnen sagen," antwortete Adeline und eine edle Erregung verklärte ihr Gesicht, „mein Vorfahr betrog seinen Ahnherrn. Ich sagte ihm, ich wolle Genugthuung bieten, wenn es mir in irgend einer Weise möglich wäre. Im Namen meiner Familie werde dies meine Sühne."

Dr. Vincent's Augen glänzten, schweigend beugte er sich nieder und küßte ihre Hand. Dann verließ er das Zimmer mit den Worten: „Ich werde in einer halben Stunde bereit sein."

Adeline saß in Gedanken versunken. Sie wollte ihr Leben wagen, um das ihres Feindes zu retten, und wenn es gelang, würde Philipp Gaveston befriedigt vernehmen, daß er einer verhaßten Marsden sein Leben verdanke? Würde er nicht lieber den Tod wählen, als solche Verunreinigung seines Blutes? Mehr besorgt für ihn als für sich selbst beschloß sie, daß er

im Fall seiner Genesung niemals erfahren solle, wodurch er vom Rande des Grabes gerettet worden sei. Sie nahm ihr Gebetbuch und betete die „Litanei für die Sterbenden.“ Die Nähe des Todes ist schaurig, aber Friede und Freudigkeit zogen in diese Mädchenseele. Dr. Vincent kehrte zurück und sagte: „Ich habe Alles vorbereitet.“ Seine Geschicklichkeit kam ihrem Heroismus gleich. Philipp Gaveston wurde in das Leben zurückgebracht, und Adeline hatte die alte Schuld ihrer Familie abgetragen, denn sie hatte ihn gerettet. Sie war jung und kräftig, und außer einer vorübergehenden Schwäche und Müdigkeit hatte die Operation keine üblen Folgen für sie.

VII.

Gaveston auf Schloß Gaveston.

Philipp Gaveston lag auf seinen Ruhekissen dicht am Fenster, er blickte auf die Bergschlucht und auf die See. Durch die Krankheit war er gemildert und durch die Mühe und Aufopferung, welche Adeline ihm bewies, tiefgerührt. Er gedachte der alten Feindschaft nicht, das sanfte Mädchen pflegte ihn wie einen Bruder, ohne ihre Sorgfalt würde er diese schöne, meerbegrenzte Landschaft nicht mehr gesehen haben, aber die unermüdliche Krankenwärterin zog sich jetzt, da er Reconvalescent war, zartsinnig zurück, er sollte im Hause seiner Vorfahren die Marsden nicht sehen. Solche Gedanken hegte Philipp nicht mehr, er machte sich bittere Vorwürfe wegen seiner Feindseligkeit gegen Adeline, die nur Güte für ihn zeigte, obgleich er nicht wußte, welche feurige Kohlen sie auf sein Haupt gehäuft. Dr. Vincent hatte trotz Adelinen's Bitten kein Schweigen geloben wollen, aber er hatte geschwiegen. Der Doctor war über den Gang der Dinge sehr vergnügt.

Ein schöner junger Mann in der sorgsamsten Pflege eines reizenden Mädchens mußte nach allen Gesetzen der Romantik ein Bräutigam werden. Er sah ein, daß Adeline und Philipp sich zu einander hingezogen fühlten, und er wußte, daß er Gaveston nur über die Größe seiner Verpflichtung gegen die Hausherrin zu belehren brauche, um die Angelegenheit zu be-beschleunigen. Adeline kannte jetzt seine guten Eigenschaften, sein Stolz und unverständiger Groll waren verschwunden, und unbewußt liebte sie ihn. Die Stellung als Beschützerin weckt am schnellsten und sichersten die Liebe im weiblichen Herzen. Vielleicht das Vorgefühl eines mütterlichen Instinkts führt die Frau zur Neigung für die Person, der sie Sorge und Aufmerksamkeit gewidmet hat; eine Frau liebt eher den Mann, welchem sie eine Wohlthat erwiesen, als denjenigen, welcher ihr gedient hat. Adeline fand, daß Philipp's Bild sie stets umschwebe, und fürchtete eine große Leere, wenn er völlig genesen das Schloß verlassen würde. Er war ein höchst angenehmer Gesellschafter, wissenschaftlich sehr gebildet, hatte viele Reisen gemacht, und Nichts gefiel ihm besser als Adeline's freudestrahlende Augen, wenn er seine Alpenerlebnisse schilderte; als hervorragendes Mitglied des Excursionsklubs hatte er die unberührten Gipfel und wolkenumhüllten Punkte zum Ziel genommen.

Als Gaveston zuerst nach seinem Unfall zum Bewußtsein kam, verursachte ihm sein Aufenthalt im Schloß Entsetzen. Allmählig fand ein großer Wechsel in seinen Gefühlen statt, und eines Tages entschloß er sich, zur Bitte um Verzeihung wegen seines früheren Grolles. Solche Bitte ist stets schwer, besonders für einen stolzen Mann.

„Miß Marsden," begann Philipp Gaveston langsam, „erinnern Sie sich unserer Unterhaltung auf dem Balle?"

„Vollkommen, Sir Philipp," sagte Adeline, „und ich fürchte, Sie hielten mich für taktlos und anmaßend."

„Durchaus nicht. Sie erinnern sich, daß ich ein gewisses Vorurtheil gegen Sie oder richtiger gegen Ihre Familie eingestand. Ich fügte damals nicht hinzu, daß ich meine feindliche Stellung bedauere, heute wünsche ich das auszudrücken; seitdem ich Sie kennen lernte, schäme ich mich meines früheren Betragens." Diese Art der Entschuldigung ist sehr gefährlich. Adeline fühlte das und sagte: „Bitte, wir wollen nicht darüber sprechen, Sir Philipp. Ich hatte kein Recht, Sie herauszufordern, wie ich es that."

„Es scheint mir jetzt schwer verständlich," sagte er nachsinnend, „daß ich jemals üble Empfindungen über längst vergangene Dinge hegen konnte. Jetzt bin ich Ihr Gast hier im Schlosse, Miß Marsden, denken Sie nicht an eine leere Schmeichelei, wenn ich Ihnen sage, ich glaube kein Bewohner würde besser in das Schloß passen als Sie."

„Sie sind sehr gütig," sagte Adeline erregt; „apropos gefällt Ihnen das Haus?

„Es ist seltsam, diese Frage an einen Gaveston zu richten," sagte er lächelnd. „Ich glaube, mein günstiges Vorurtheil für das Schloß hätte mein Wohlgefallen erregt, wenn es eine Scheune gewesen wäre. So wie es ist, denke ich, meine Vorfahren, deren Bilder hier an den Wänden hängen, sollten Ihnen und den Ihrigen dankbar sein, weil

sie das Schloß in ausgezeichnetem Zustande erhielten ohne sein bestimmtes Gepräge zu verwischen."

„Wir haben hier nicht gewohnt," sagte Adeline, „ich fürchte, wir können keinen Ruhm beanspruchen. Sie wissen wohl die Ursache, aus welcher mein Urgroßvater das Schloß verließ?"

„Ja," sagte er lachend, „man sagte, er habe Sir Hugo gesehen. Ein Geist ist ein respektabler Gast im Hause. Hätte mich Ihre treue Pflege nicht gerettet, so würde das Schloß mich als zweites Gespenst aufweisen können. Darf ich fragen, ob Sie hier Geisterlärm hörten? Ich glaube zwar, Sir Hugo, trotz all' seiner Fehler, würde ein zu echter Cavalier sein, um eine Dame zu erschrecken."

„Ja, Sir Philipp," antwortete Adeline, „man glaubte Nachts Geräusch im kleinen Parterrezimmer zu hören, mich verdroß das Gerede, aber in der Nacht Ihres Unfalls hatte ich einen seltsamen Traum, eine Hallucination, wenn Sie es so nennen wollen. Ich sah Sir Hugo. Ich glaube, Sie hörten, daß ich die Männer an der Thüre traf, als man Sie hereinbrachte."

„Ja", sagte er, „und ich glaubte, Sie hätten die Kommenden gehört."

„Sir Hugo winkte mir hinauszukommen. Es ist sehr seltsam, daß ich, eine Marsden, Ihnen zu Hülfe kommen sollte."

Hier endete das Gespräch. Es war seltsam, dachte Philipp trotz seines ausgesprochenen Skeptismus erschreckt, daß ein Gaveston hier in anderer Weise als als Eindringling erscheinen sollte. Sir Hugo hatte Adeline von seiner Gefahr benachrichtigt? Was sollte das bedeuten? Bestand eine Geistesverwandtschaft zwischen ihm und Adeline Marsden, durch welche sie sich von ihrer Familie unterschied? War es möglich, daß

durch sie die beiden Familien vereinigt werden sollten? Gaveston kam zu dem Schluß, daß er das Haus verlassen müsse, wenn er nicht um Adeline werben wolle. Sie wurde ihm täglich theuerer und er sagte sich, es sei für ihn, den unbemittelten Mann, unmöglich um ihre Hand anzuhalten; es war, als solle er sie um sein Besitzthum bitten, und er konnte den Gedanken nicht ertragen. Nein, die süßen grauen Augen, deren sympathische Lichtstrahlen ihn manchmal beglückt hatten, waren nicht für ihn; er dürfte den wunderschönen Mund nie küssen, obgleich er in anderen Verhältnissen um sie geworben hätte. Ein Sir Gaveston konnte aus der Hand einer Frau nicht annehmen, was er als Mann anzubieten haben sollte. Nachdem er zu diesem höchst ehrenhaften Schluß gekommen, fühlte er sich Abends sehr elend und war am nächsten Morgen so fieberhaft, daß Dr. Vincent ihn fragte, was er gethan habe.

„Nichts, Doktor,“ antwortete er müde, „aber ich bin zu der Einsicht gekommen, daß ich nicht länger Miß Marsden's Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, sondern mich nach Seeburn begeben sollte.“

„Ah so!“ sagte der Doktor. „Und warum nach Seeburn? Ist die Luft hier nicht gut genug? Ich dächte, sie wäre einem Gaveston besonders zuträglich.“

„Ohne Zweifel. Trotzdem muß ich das Schloß verlassen.“

„Ist noch etwas außer Ihrem Arm in Gefahr?“ sagte der Doktor muthwillig.

Gaveston wurde feuerroth. „Wenn Sie es wissen wollen, ja.“

„Warum gehen Sie denn schon weg?“

„Weil ich nie um eine Hand werben werde, welche so viel zu verschenken hat. Wäre solch' ein Besitzthum mein, so stände die Sache anders. Ich werde gehen.“

„Meiner Treu!“ rief der Doktor. „Wie hoch und mächtig wir sind! Und wie steht es mit dem jungen Mädchen?“

„Ich habe Grund zu glauben, daß Miß Marsden mich nur als Freund betrachtet,“ antwortete er mit stolzer Resignation.

„Das glauben Sie? Pflegt ein Mädchen einen Freund gewöhnlich so zärtlich und mit Gefahr ihres Lebens?“

„Miß Marsden war eine engelgleiche Pflegerin, Niemand könnte dessen mehr bewußt und dankbarer dafür sein als ich, aber ich begreife nicht, daß dabei Gefahr für sie möglich gewesen wäre.

„Nun hören Sie mir zu,“ sagte der Doktor. „Man brachte Sie halbtodt durch die Erschöpfung, welche dem Blutverlurste folgte hierher. Ich hatte Sie aufgegeben. Hörten Sie je von dem Experiment der Transfusion?“

„Ja, von der Transfusion des Blutes in gewissen Fällen,“ erwiderte Philipp sehr verwirrt.

„Wohl, Ihr Leben wurde dadurch gerettet, und die Person, welche sich der großen Gefahr aussetzte und ihr Blut gab, um Sie zu retten, war Adeline Marsden. Nun werden Sie für immer fortgehen?“

„Adeline Marsden!“ rief er zurücktaumelnd. Transfusion des Blutes! Was meinen Sie?“ „Was ich sage,“ antwortete Dr. Vincent kurz, „guten Morgen.“ Er ging fort, indem er zu sich sagte: „Wenn das meinen jungen Herrn nicht zu Verstand bringt, so weiß ich nichts anderes.“ Philipp Gaveston saß sprachlos. Er war dem Tode so nahe gewesen, und Adeline hatte ihr Lebensblut gegeben, um ihn zu retten! Das Blut stockte in seinen Adern, so überraschte ihn diese Entdeckung. Für einen Augenblick regte sich der Stolz. Er

verdankte sein Leben einer Marsden, deren Familie er verachtet hatte? Aber er liebte Adeline, und da er ihr das Leben schuldete, mußte er noch zögern, ihre Hand und ihr Besitzthum anzunehmen? Dr. Vincent kannte ihre Gesinnungen, und Philipp selbst hatte eingesehen, daß seine Gegenwart ihr angenehm sei. Sollte die alte Feindschaft aussterben beim Klang der Hochzeitsglocken — eine Marsden zurückgeben, was ihr Vorfahr genommen, und ein Gaveston wieder auf dem Schlosse gebieten? Es war eine verführerische Aussicht, und Philipp's Herz frohlockte bei dem Gedanken an das Lebensglück, welches seine liebenswürdige Retterin ihm gewähren konnte. Er saß auf dem Sopha neben der Glasthüre, welche zur Gartenterrasse führte und den Anblick der See darbot. Er sah Adeline von der Terasse kommen und eintreten. Sein freudig erregtes Gesicht verrieth ihr, daß Dr. Vincent ihm Alles gesagt habe; sie erröthete unter seinem festen Blick. „Adeline", sagte er, und ihr Herz bebte, als er ihren Namen nannte, „soeben hörte ich, daß ich ihnen meine Genesung verdanke. Wollen Sie das Glück meines Lebens sein, welches ohne sie bereits erloschen wäre? Wollen sie mein Weib werden?"

Sie stand mit gesenkten Augen vor ihm, ihre Thräne fiel auf die Hand, welche er erfaßt hatte, und sie sagte leise: „Das ist Dankbarkeit."

„Nein," antwortete er, „das ist Liebe."

Adeline willigte ein. Die Feindschaft war vorüber; die alte Schuld der Marsden war getilgt, und die Liebe triumphirte über den Haß. Sir Hugos's Geist ging ein zur Ruhe, sagten die Leute, und ein Gaveston war wieder Herr auf Schloß Gaveston.

Die Geschichte der alten Dame.

Ich habe euch nie meine Jugenderlebnisse erzählt, meine lieben Nichten, aber an diesem Weihnachtsabend, welcher wohl der letzte in meinem Leben sein wird, will ich euch Alles erzählen, eine sonderbare, traurige, aber wahre Geschichte. Obgleich ich einst schwer gesündigt habe, hoffe ich, daß ich durch bittere Thränen und tiefe Reue büßte, und eine Buße mag dieses schmerzliche Geständniß sein.

Meine Schwester Lucie und ich waren zu der Zeit, von welcher ich erzähle, sehr jung, und die Nachbarn nannten uns hübsch. Wir glichen einander nicht; Lucie war blond, sanft und fromm; ich, eine Brünette, voll Gluth und Leben, widerstrebte jeder Controle und bekümmerte mich nicht um ernste Dinge. Meine Schwester war siebzehn Jahre alt, zwei Jahre jünger als ich, aber ich hätte eher einer Leitung bedurft, als daß ich ihr mit gutem Beispiel vorangehen konnte. Sie war so gut, so klug und ruhig, man wandte sich um Rath fragend an sie, und ich fand ihre Urtheile und Wahrnehmungen immer richtig. Sie war der Liebling im Hause. Unsere Mutter starb, als Lucie ein kleines Kind war; ein Bildniß der Mutter

hing im Speisesaal, es stellte sie in ihrem achtzehnten Jahre dar und es glich, trotz der altmodischen Kleidung, Lucien vollkommen.

Am Abend vor dem Allerheiligenfeste bewirthete ich eine Gesellschaft junger Mädchen; keine von uns hatte das zwanzigste Jahr erreicht, und wir belustigten uns unerlaubter Weise durch Wahrsagerei aus den Funken brennender Nußschalen, gossen geschmolzenes Blei in Wasser, um in den Figuren Ringe, Kränze, Börsen und Särge zu erkennen. Auch gossen wir Eiweiß in halbgefüllte Wassergläser, beobachteten und zeichneten die sich im Wasser bildenden weißen Figuren, Grabmonumente, Brieftauben, Feen und Kobolde. Wir vertheilten die kleinen Bilder, lachten und neckten uns gegenseitig.

Ein Gartenzimmer am Ende unseres Schlosses wurde von den Dorfbewohnern als ein spukhaftes Gemach bezeichnet, und mein Vater, welcher früher uns Kinder nicht durch alberne Dienstboten ängstigen lassen wollte, hatte es unbewohnt gelassen, alte Geräthe dort aufbewahrt und es zu einer Sämereikammer gemacht, die nur er zuweilen betrat. Eine leichtsinnige Freundin schlug vor, eine von uns solle in dieses Zimmer gehen, die Thüre schließen, vor einem Spiegel stehend, langsam einen Apfel schälen und essen, dabei stets aufmerksam in den Spiegel sehen, und dann werde ihr das Bild des künftigen Gatten im Spiegel erscheinen.

Da ich ein tollkühnes Mädchen war und außerdem sehr gespannt auf das Bild eines Bräutigams (dessen Nichterscheinen mich gewundert und betrübt hatte), freute ich mich, den Versuch zu machen, ungeachtet der Bitten einiger bessergesinnten Freundinnen. Lucie hing an meinem Halse und bat mich ernstlich und zuletzt mit Thränen, solch' sündhaftes Treiben

aufzugeben, aber mein Uebermuth, meine Neugierde und die böse Versuchung waren zu mächtig; ich lachte über Lucie und ihre Gesinnungsgenossen, antwortete ihnen übermüthig, nahm ein Licht und ging durch den langen Corridor in das kalte, dunkle, verlassene Zimmer.

Mein Herz klopfte in heftiger Erregung, mein Kopf schwindelte von abergläubischen Vorstellungen. Die Kirchen-Uhr schlug ein Viertel nach zwölf, als ich die Thüre öffnete. Es war eine schrecklich stürmische Nacht. Die Fenster zitterten, als sollten sie jeden Augenblick durch starke Männerhände erbrochen werden, in den Bäumen heulte der Wind, als klage jeder Zweig in Schmerzen. Der Epheu schlug gegen die Fenster, zuweilen mit Gewalt, zuweilen langsam mit angsterweckendem Geräusch über das Glas fahrend. Im Innern des Zimmers war es noch schlimmer; Ratten suchten darin seit Jahren ihren Zufluchtsort; sie liefen im Wandschrank und in den Mauern umher, Kalk und Staub fiel hinter ihnen herunter, daß man Ketten klirren oder eilende Menschenschritte zu vernehmen glaubte; manchmal tönte ein Schrei durch das Zimmer, ich wußte nicht, von wem und woher, aber ich hörte es schrillend genug; der Fußboden knisterte unter meinen Schritten wie brechendes Eis, und lautes Klopfen tönte in den Wänden. Doch trotz dieses Lärmes war ich nicht furchtsam, ich erklärte mir jedes Geräusch sehr verständig und sagte: „Das sind Ratten,“ „das sind Vögel im Kamin oder Eulen im Epheu,“ sobald ein neuer Schrei mein Ohr traf. Ich stellte das Licht auf den Tisch mitten im Zimmer, wischte den Staub von einem zerbrochenen Spiegel, welcher auf dem Tische stand, dann sah ich fest in den Spiegel und begann Eva's

verbotene Frucht zu essen, während ich die Erscheinung des künftigen Gatten erwartete.

Meine lieben Mädchen, treibt niemals unter dem Vorwande des Scherzes und Spieles dergleichen unrechte Dinge, denn womit man sündigt, damit wird man gestraft. Zehn Minuten vergingen. Meine Phantasie wurde immer lebhafter, ich glaubte dumpfes, schwirrendes Geräusch zu vernehmen, wie Flügelschlag, wie Flüstern vieler Stimmen; ich hörte meinen Namen leise rufen, spottend wiederholen, und dann vernahm ich ein Gelächter. Ein erstickendes Gefühl bemächtigte sich meiner, ich war an die Stelle gefesselt. Plötzlich sah ich im Spiegel den Kopf eines Mannes über meine Schultern ragen; eine niedrige Stirn mit kurzem schwarzen Lockenhaar, dunkle Augen unter buschigen Augenbrauen, eine breite Nase, dünne Lippen lächelten voll Spott, Verachtung und Hochmuth, voll unsäglich höhnischem Ausdruck, vor welchem sogar mein Uebermuth entwich. Die dunkeln Augen sahen fest in die meinen; ich war mit dem Apfel fertig und hörte die Thurmuhr halb eins schlagen. Nun wendete ich mich um und erwartete, daß ein Mann hinter mir stehe, aber nur der kalte Luftzug durch ein offenes Fenster traf mich, ich sah in die finstere Mitternacht. Ich war allein mit den Ratten im Wandschrank, den Eulen im Epheu und dem heulenden Sturm. In der Meinung, daß mir Jemand einen Streich gespielt, durchsuchte ich das ganze Zimmer; ich hob die Deckel der Kisten auf, welche mit Staub und altem Papier angefüllt waren; ich stöberte im Kamin, aus dem mir Ruß und Asche entgegenflog; ich öffnete die Wandschränke, in denen allerlei Insecten genistet hatten, aber ich fand nichts. Kein Mensch konnte im Zimmer ge-

wesen sein, dachte ich befriedigt, waffnete mich mit verzweifelndem Muthe und ging in das Gesellschaftszimmer zurück. Jedoch als ich das unheimliche Gemach verließ, hörte ich Jemand hinter mir aus der Thüre kommen und mir durch den Corridor folgen. Ich ging langsam, das Bewußtsein der Verfolgung hemmte mich, anstatt mich zur Eile zu treiben. Beim Oeffnen des Gesellschaftszimmers erfreute mich das helle Kaminfeuer und der Glanz des Kronleuchters, da hörte ich ein Lachen dicht hinter mir nnd fühlte einen warmen Hauch auf meinem Nacken. Ich wendete mich um und sah einen Augenblick die dunkeln Augen unter den buschigen Augenbrauen; ich ging einige Schritte zurück, aber der düstere Gang war leer.

Die jungen Mädchen wollten wissen, was ich gesehen, und ich weigerte mich, ihnen ein Wort zu sagen. Alle Scherzlust war mir vergangen; ich wußte, daß ich wirklich einen Mann gesehen und konnte mir seine Anwesenheit in keiner Weise erklären. Meine sanfte Lucie kam zu mir, weil sie mich bleich und verstört sah; sie umarmte mich und nachdem sie mich geküßt, rief sie: „Elise, deine Lippen brennen wie Feuer!“ Wirklich war ich fieberkrank und trug die Strafe für meine Handlung. Die schreckliche Vision verfolgte mich Tag und Nacht; mein geflüsterter Name und ein Gelächter ließen mich Nachts aus wilden Träumen auffahren. Am hellen Mittag, sowie am stillen, mondlichten Abend glaubte ich das höhnisch lachende Gesicht zu sehen; es glitt wie eine finstere Wolke zwischen mich und die lieblichen Augen meiner Schwester, daß ich kaum ihre Schönheit gewahren konnte, und oft vernahm ich nur verwirrt und unbestimmt die Worte meines Vaters.

Nach einigen Wochen kam ein Fremder in unsere Gegend; er kaufte das Schloß „Grünhelm" am Ufer des Flusses, eine seit Jahren verödete Besitzung. Ein junges Ehepaar war einst dort ermordet und beraubt worden, seitdem hatte hatte es Niemand bewohnen wollen. Jedoch der Fremde, welcher lange in Indien gelebt, kaufte das große Haus und ließ es in bewohnbaren Zustand setzen. Eines Tages war unser ganzes Landstädtchen in Aufregung; man sah einen vierspännigen Reisewagen und einen zweiten Wagen, in welchem die aus Hindu und Negern bestehende Dienerschaft saß, vorbeifahren. Herr Felix hielt seinen Einzug in Grünhelm.

Nach einiger Zeit schuldete mein Vater ihm einen Besuch und ich, als die Herrin unseres Hauses, begleitete ihn. Grünhelm war wunderbar verändert, wir bemerkten das staunend, als wir durch das eiserne Gitterthor traten und den breiten Kiesweg hinaufgingen. Der vernachlässigte Garten zeigte jetzt eine Menge frischer grüner Pflanzen, von denen viele fremdländisch und mir ganz unbekannt waren. Das Haus war prächtig hergestellt und das zerbrochene Gitterwerk, welches früher in Epheu hing, wurde jetzt von Flieder und Jasminbüschen bedeckt. Blühende Rosen standen an den Fenstern. Es war ein Feenpalast und wir konnten kaum glauben, es sei das verkommene Schloß Grünhelm. Die ausländischen Diener, schwarze Gestalten, in weiße Leinwand gekleidet und mit Armbändern, Halsketten und Ohrringen geschmückt, der fremde Duft von Sandelholz, Ambra und Moschus, die Vorhänge von Sammet- und Goldstoff, welche überall die Thüren ersetzten, der Luxus, den ich, das einfache Landfräulein, nie vorher gesehen, machten einen großen Eindruck auf mich, ich fühlte mich in eine fremde Region hinwegge-

tragen. Herr Felix kam uns entgegen, schob einen schweren Vorhang, auf dessen Goldgrund feuerrothe Blumen flammten, aus einander und führte uns in ein Zimmer, wo das gedämpfte Licht, ein süßer Rosenduft und der Anblick herrlicher Statuen, ausländischer Vögel, die kleinen Juwelen glichen, prächtiger Stoffe und Möbel mich betäubten. Es schien fast, als sei ich in eine Lethargie gesunken, in welcher ich nur die klangvolle Stimme des Fremden hörte und seine schöne Gestalt sah. Er war sehr einnehmend, groß und schlank, brünett, aber marmorbleich, sogar seine Lippen waren blaß; seine dunkeln, lebhaften Augen hatten einen stolzen Ausdruck, dessen Uebermacht ich fühlte. Er empfing uns sehr herzlich, unterhielt uns angenehm und verlängerte unsern Besuch, indem er uns durch seine Gärten und Felder führte, seine neuen Anlagen zeigte, hier und da über bevorstehende Aenderungen sprach; er that es mit einer Gleichgiltigkeit gegen locale Schwierigkeiten und Kosten, daß ein reicher Fürst nicht königlicher hätte verfügen können. Er war mehr als aufmerksam gegen mich; er beugte sich im Gespräch zu mir nieder und seine dunkeln Augen hafteten mit durchdringender Macht auf meinem Gesicht. Mein Vater schien sich unbehaglich zu fühlen, und als ich ihn nachher fragte, wie ihm unser neuer Nachbar gefalle, antwortete er: „Nicht besonders, Elise," mit ernstem, fast unzufriedenem Blick; er hatte die mir selbst kaum bewußte Schwäche entdeckt. Ich dachte damals, der Vater sei unfreundlich. Es gab keine positive Einwendung gegen Herrn Felix; meines Vaters impulsives Mißtrauen hätte sich nur als Unhöflichkeit äußern können, und mein Vater war ein hochgebildeter, feiner Mann, welcher auch gegen seinen Feind nicht unhöflich gewesen wäre. Deßhalb wurden die Besuche des Fremden bei uns sehr häu-

sig und er zwang meinen Vater und Lucie zu einer Vertraulichkeit, welche Beiden mißfiel, jedoch nicht vermieden werden konnte, denn sie wurde mit so vollkommener Geschicklichkeit und so großem Tact herbeigeführt, daß auch das strengste Urtheil nichts einzuwenden wußte. Mein Wesen veränderte sich unter seinem Einfluß, ich fühlte mich glücklich, und der Schrecken der Allerheiligennacht verschwand, ich vergaß jenes höhnende Gesicht, die schöne Wirklichkeit hatte den häßlichen Schatten absorbirt. Sonst aber war der Einfluß des fremden Mannes auf mich durchaus nicht wohlthätig, ich erinnere mich, daß ich mich selbst haßte und anklagte wegen meiner entsetzlichen Reizbarkeit, sobald ich von ihm fern war. Alles zu Hause mißfiel mir, es erschien mir eng, gering, altmodisch und arm gegen den Glanz seiner Besitzung, und sogar die Liebkosungen meiner Familie und meiner Schulgenossinnen waren mir widerwärtig. Alles verlor den Reiz, ausgenommen meine Lucie; ihr blieb ich treu, aber ihr Einfluß schien mit dem seinigen zu kämpfen. In seiner Gegenwart fühlte ich mich vom Sturm hinweggetragen, seine Worte berührten mich geheimnißvoll und fesselnd, und er ließ mich flüchtig in niegekannte Welten blicken, wie in zauberschöne, arabische Gärten. Kam ich zu meiner lieben Schwester zurück, so wurde ich an mein früheres Leben gemahnt. In ihren reinen Augen leuchtete ein heiliger Strahl, ihre sanfte Stimme sprach von dem Heil der Seele, von den erhabenen Vorschriften der Religion und ernsten Lebenspflichten, und es war mir, als habe ich das Alles vor langen Jahren gekannt. Dieser doppelte Einfluß zerriß meine Seele, ich wurde so traurig, wie es Niemand bei meinem früheren Frohsinn und Muthwillen für möglich hielt. Meines Vaters Mißfallen an Felix nahm täglich zu, und Lucie, von welcher man

ihr Lebenlang kein hartes Urtheil gehört hatte, weigerte sich, etwas Gutes von ihm zu glauben, oder ihm Anspruch auf ein Lob zu gewähren. Sie wandte sich mit inständigen Bitten an mich, sie betete für mich, wie es eine Mutter in Gegenwart ihres irrenden Kindes thun mag, daß ich bei Zeiten zu denen, die mich liebten, umkehren sollte. „Elise," pflegte sie zu sagen, „deine Seele ist für uns verloren, es blieb nur ein Schemen von deiner großen Liebe zu uns."

Aber ein Wort, ein Blick von Felix war genug, um mich ihr ernstes Flehen, ihre rühenden Gebete vergessen zu lassen, obgleich sie bis dahin mein Ideal und Gesetz gewesen. Endlich gebot mir mein Vater, Felix nicht wiederzusehen. Es war mir, als sollte ich sterben. Vergeblich weinte und bat ich, vergeblich erlaubte ich mir den freien Ausdruck der Gefühle, welche niemals in mein Herz hätten kommen sollen; mein Vater war unerbittlich.

Ich befand mich allein im Gesellschaftszimmer. Plötzlich und leise trat Felix vom Garten her durch die Glasthüre ein.

„Ihr Vater hat von mir gesprochen, Elise," sagte er lächelnd.

Ich schwieg.

„Und Ihnen den Umgang mit mir verboten?" fuhr er fort."

„Ja," sagte ich; eine Gewalt, die stärker als mein Wille war, zwang mich zur Sprache.

„Beabsichtigen Sie, ihm zu gehorchen?"

„Nein," sagte ich in derselben Weise, als hätte ich im Traum gesprochen.

Er lächelte wieder. Wem glich er, wenn er lächelte? Ich konnte mich nicht erinnern, und doch dachte ich oft an eine

Aehnlichkeit, welche ich mir nicht mit Bestimmtheit in's Gedächtniß zu rufen vermochte.

„Sie haben recht, Elise," sagte er, „es gibt Bande, welche stärker sind als der Befehl eines Vaters. Niemand hat das Recht oder die Macht, solche Bande zu brechen. Treffen Sie mich morgen um zwölf Uhr Mittags auf dem Wiesenweg. Wir wollen weiter sprechen."

Er sagte das nicht in bittender Weise, es war nur ein Befehl ohne zärtlichen Ton und Blick. Er hatte mir nie gesagt, daß er mich liebe; es schien uns zu wohlbewußt, um Versicherungen zu bedürfen. Ich antwortete „Ja", und verbarg mein Gesicht in meine Hände, schamroth über den Ungehorsam gegen meinen Vater. Als ich mein Haupt erhob, hatte mich Felix geräuschlos verlassen.

Am nächsten Tage begegnete ich ihm auf dem einsamen, versteckten Wiesenwege, und täglich trafen wir uns dort. Wir gingen spazieren oder saßen stundenlang unter den Ulmen; erhaben und wundervoll war seine Rede, er beherrschte meinen Geist. Zu Hause mußte ich meine lange Abwesenheit motiviren; er gebot mir zu sagen, ich besuche die alte, blinde Wittwe, Frau Bod im Berghäuschen und lese ihr fromme Bücher vor. Ich gehorchte ihm, und während ich die Lüge aussprach, fühlte ich Luciens Auge klagend auf mir ruhen und ich hörte sie leise beten, daß mir vergeben werde.

Lucie wurde krank. Als der Sommer in seiner Blumen- und Sonnenpracht kam, welkte sie schnell dahin. Der tiefe Kummer um mich verschlimmerte ihre Krankheit; ihr Blick voll namenlosen Leidens verfolgte mich mein Lebenlang wie ein unaufhörlicher Schmerz. Damals fesselte mich sogar ihre

Krankheit nicht an das Haus. Ich pflegte sie zärtlich und liebevoll, aber viele Stunden lang verließ ich sie, um in den langen Sommertagen Spaziergänge zu machen, oder am Wiesenweg zu sitzen in meiner Welt voll Poesie und Herzensgluth. Wenn ich zurückkam, weinte meine Schwester oft und ich wußte, daß sie über mich weinte. Dann warf ich mich neben ihrem Bette in Scham und Reue auf die Kniee, ich gelobte Besserung und wollte ernstlich gegen die böse Macht ankämpfen. Dennoch unterlag ich am nächsten Tage wieder der unseligen Neigung.

Endlich sagte mir Felix, daß ich das Vaterhaus verlassen und mit ihm hinwegziehen müsse, er sei mir bestimmt und ich ihm, und ich müsse das Gesetz erfüllen, welches in den Sternen geschrieben stehe. Ich sprach vom Zorn meines Vaters, und von der Krankheit meiner Schwester, mehrere Tage gab ich nicht nach, zuletzt siegte er, und als ich einwilligte, küßte er mich zum ersten Male. Ich willigte ein, meine todtkranke Schwester zu verlassen, ich willigte ein, meinen Vater zu verlassen, dessen ganzes Leben voll treuer Sorge und Liebe für seine Kinder gewesen, und einen Flecken auf unsern bisher ehrenhaften Namen zu bringen; ich wollte Alles verlassen um des Fremden willen.

Die Flucht war vorbereitet. Die bleifarbenen, eilenden Wolken und der schauerlich heulende Wind stimmten zu dem Uebel und der Verzweiflung in meiner Seele. Luciens Krankheit war sehr verschlimmert, sie hatte die Heilsmittel der Kirche empfangen. Wohl fühlte ich selbst einen Todesschmerz beim Scheiden von ihr, aber ich hatte Halt und Leitung verloren und konnte in meiner elenden Schwachheit nicht widerstehen; hätte Felix's Stimme mich auf das Schaffot gerufen, ich wäre

gegangen. Am einunddreißigsten Oktober um Mitternacht verließ ich das Haus; ich küßte meine schlummernde Schwester, welche im Traume weinte und murmelte: „Elise, komm' zurück!" aber ich verließ sie, obwohl ich sie noch schluchzen hörte: „Komm' zurück!"

Felix erwartete mich im Garten an einem Fenster des unbewohnten, unheimlichen Zimmers, welches ich vorher erwähnte. Kurz nach Mitternacht betrat ich den kalten, feuchten, dunkeln Raum. Der zerbrochene Spiegel stand auf dem Tisch mitten im Zimmer. Ich trug eine Handlaterne und sah in den Spiegel; nun erinnerte ich mich, daß heute wieder der Abend vor Allerheiligen sei, und meine Phantasie zeigte mir die vorjährige Erscheinung. Ich sah das Gesicht mit den dunkeln drohenden Augen, den kohlschwarzen Locken, der niedrigen Stirn und dem verächtlichen, triumphirenden Lächeln; zitternd erkannte ich, daß es Felix's Kopf sei. Ich drehte mich um, aber das Zimmer war leer. Eine Hand klopfte an das Fenster und Felix's Stimme rief draußen: „Komm', komm' Elise!" Ich wankte zum Fenster, aber zwischen mir und dem Fenster stand eine leichenblasse Gestalt im weißen Nachtkleide, ihr blondes Haar hing über ihre Brust herab, ihre blauen Augen sahen ernst in die meinen; sie schwieg, und doch schienen unwiderstehlich liebevolle Bitten von ihren Lippen zu fließen, ich fühlte die Macht ihrer Tod und Sünde besiegenden Liebe. Es war Lucie, — da stand sie in der bitterkalten Mitternacht und gab ihr Leben, um mich zu retten. Felix rief abermals ungeduldig, und die weiße Gestalt wandte sich zur offenen Thüre, winkte mit zärtlich, liebevoll und innig bittender Geberde und verschwand langsam. Es schlug halb eins und ich floh in das Zimmer meiner Schwester. Sie lag todt auf dem Fußboden, ihr Haar

war aufgelöst, eine Hand ruhte auf ihrem Herzen, die andere hatte sie bittend ausgestreckt.

Am nächsten Tage verschwand Felix und sein ganzer Haushalt. Schloß Grünhelm wurde wieder zur Ruine. Niemand wußte, wohin er gezogen, wie Niemand gewußt, woher er gekommen. Er mag wohl ein kluger Abenteuerer gewesen sein, welcher von dem Reichthum meines Vaters gehört und auf meinen schwachen, phantasievollen Charakter seine Pläne gebaut hatte. Ich weiß, daß meine Schwester mich rettete, und daß sie starb, um mich zu retten. Sie hatte Alles gesehen und errathen, und sterbend folgte sie mir, um mich zurück zu führen. Sie starb in jener Nacht um halb eins. Das ist der Grund, weßhalb ich mich nie verheirathete. Am Abend vor Allerheiligen brachte ich stets einige Stunden im Gebet am Grabe meiner Schwester zu. Heute Abend erzählte ich euch diese Geschichte, weil ich fühle, daß ich kein Allerheiligenfest mehr erleben werde, sondern wenn nächstes Jahr die weißen Weihnachtsrosen erblühen, wird mein Leib im stillen Grabe ruhen, und laßt mich hoffen, daß sich dann mein Geist mit meiner seligen Schwester im Himmel freuen wird.

Geschichte eines Soldaten.

Im Jahre 1799 kam ein armer Reisender nach Chatham, um in ein Regiment der Cavallerie einzutreten, wenn es ihm gestattet würde; wenn nicht, so war er entschlossen, König Georgs Schilling von irgend einem Unteroffizier anzunehmen, welcher ihm die Soldatenmütze aufsetzen sollte. Er hegte den Wunsch, erschossen zu werden. Sein Taufname war Richard; er verschwieg seinen Familiennamen und nannte sich Doubledick. In Chatham fand er gerade keine Cavallerie und trat in ein Regiment der Linie als Richard Doubledick, zwei und zwanzig Jahre alt, fünf Fuß zehn Zoll hoch, gebürtig aus Exmouth, wo er in seinem Leben nie gewesen war. Gerne betrank er sich, um geschehene Dinge im Rausche zu vergessen. Dieser junge Soldat war durch ein erlebtes Unglück auf wilden Weg getrieben worden. Er hatte das Herz sonst auf dem rechten Fleck, wie man zu sagen pflegt, aber jetzt schien es verschlossen. Mit einem guten, schönen Mädchen hatte er sich verlobt, als ihn jedoch in einer bösen Stunde Maria Marschall, seine Braut, betrunken sah, sagte

sie feierlich: „Richard, ich werde Dich nie heirathen und auch keinen Andern. Um deinetwillen werde ich einsam leben, aber von Maria Marschall's Lippen wird auf Erden nie wieder ein Wort an dich gerichtet werden. Ziehe fort, Richard. Gott vergebe dir!" Das hatte ihn fortgetrieben nach Chatham. Das machte ihn zum gemeinen Soldaten und verursachte seinen Wunsch, bald erschossen zu werden. Es gab 1799 keinen tolleren Soldaten in Chatham's Casernen als Richard Doubledick. Er gesellte sich zum Abschaum eines jeden Regiments, war so selten als möglich nüchtern und wurde oft bestraft. Bei seiner Compagnie stand ein junger Hauptmann, kaum fünf Jahre älter als Richard, aber er übte einen seltsamen Einfluß auf diesen aus. Des Hauptmannes strahlend schöne, dunkelbraune Augen schauten so fröhlich umher und hatten selbst in ernsten Stunden einen ruhigen festen Blick, den Doubledick in seiner jetzt verengten Welt nicht ertragen konnte. Ungebeugt durch üble Nachrede und Strafe, trotzig gegen alles Andere und alle Andern, fühlte er sich beschämt, sobald diese Augen auf ihm ruhten. Er konnte Hauptmann Taunton nicht wie einen andern Offizier auf der Straße grüßen, sondern stand verwirrt und schuldbewußt vor ihm; in seinen schlimmsten Stunden pflegte er lieber einen langen Umweg zu machen, als diesem schönen, dunklen Augenpaar zu begegnen. Eines Morgens kam Richard Doubledick aus dem Arrest, seinem oft wiederkehrenden Aufenthaltsort, wo er die letzten achtundvierzig Stunden zugebracht hatte, und erfuhr, daß ihn Hauptmann Taunton zu sich befohlen hatte. Durch den Arrest ein einen nüchternen Zustand versetzt, wünschte er weniger als je die Begegnung mit dem Hauptmann, aber er gehorchte der Ordre und ging über den Paradeplatz zu den Offiziers-

wohnungen, in seinen Händen flocht er einen Strohhalm aus der einzigen Decoration der Arrestantenzelle. „Herein!“ rief der Hauptmann, als Richard anklopfte. Der Gemeine zog seine Mütze, schritt vorwärts und fühlte, daß sich die klaren braunen Augen fest auf ihn richteten. Es war eine stumme Pause. Richard hatte den Strohhalm in den Mund gesteckt und kaute daran.

„Doubledick,“ sagte der Hauptmann, „weißt Du, wohin Du gehst?“

„Zum Teufel, Herr?“ sagte Doubledick unsicher.

„Ja,“ antwortete der Hauptmann, „und sehr schnell gehst Du in das Verderben.“

Der Gemeine Richard Doubledick drehte das Stroh im Munde herum und nickte traurig mit dem Kopfe.

„Doubledick,“ sagte der Hauptmann, „seitdem ich als siebzehnjähriger Junge in Seiner Majestät Dienste trat, habe ich leider manchen hoffnungsvollen Mann auf üble Wege gerathen sehen, aber es hat mir noch niemals etwas so weh gethan, als die entschlossene Weise, in welcher ich Dich, seitdem Du zum Regiment kamst, zum schmachvollen Ziele eilen sehe.“

Richard Doubledick glaubte ein Nebel durchziehe das Zimmer, die Beine des Tisches, an welchem der Hauptmann gefrühstückt hatte, erschienen ihm gekrümmt, als sähe er sie durch Wasser.

„Ich bin nur ein gemeiner Soldat, Herr Hauptmann,“ sagte er, „es ist gleichgültig, was aus solchem armen Hunde wird.“

„Du bist ein Mann,“ antwortete der junge Offizier mit ernster Entrüstung, „Du besitzt Kenntnisse und geistige Fähigkeiten, und wenn Du das, was Du sagst, wirklich meinst, so

bist Du noch tiefer gesunken, als ich glaubte; und ich kenne doch dein unwürdiges Betragen.

„Ich hoffe bald im Kriege zu fallen, Herr Hauptmann," sagte Richard, „dann wird das Regiment und die Welt mich los."

Die Tischbeine wurden sehr krumm. Doubledick sah auf und begegnete den Augen, welche einen so mächtigen Einfluß auf ihn übten. Er legte die Hand über seine Augen und seine Brust hob sich tiefaufseufzend unter der Soldatenjacke.

„Doubledick, ich sehe Dich lieber so," sagte der Hauptmann, „als ich fünfhundert Guineen zum Geschenk für meine gute Mutter auf diesem Tische liegen sehen möchte. Hast Du eine Mutter?"

„Ich bin Gott dankbar, daß sie todt ist, Herr Hauptmann."

„Wenn Dein Ruhm von Mund zu Mund durch das Regiment, die Armee und das Land tönte, so würdest Du wünschen, daß Deine Mutter lebe, damit sie stolz und freudig sage, das ist mein Sohn."

„Schonen sie meiner, Herr," sagte Doubledick, „sie würde nichts Gutes von mir gehört haben; sie würde sich nie mit Stolz und Freude meine Mutter genannt haben. Ihre Liebe und ihr Mitleid hätte sie mir stets bewahrt, aber nicht — schonen Sie meiner, Herr Hauptmann! Ich bin ein gebrochener Elender, ganz in Ihrer Gnade."

Er wandte sein Gesicht zur Wand und streckte bittend seine Hand aus.

„Mein Freund," begann der Hauptmann.

„Gott segne Sie, Herr," schluchzte Richard.

„Lieber Doubledick, Du bist an der Krisis Deines Schicksals. Schreitest Du auf dem alten Wege fort, so weißt Du,

daß Du ein Sträfling wirst, und ich weiß besser als Du glauben kannst, daß Du dann verloren bist. Ein Mann, welcher diese Thränen vergießen konnte, kann keine Peitschenschläge ertragen."

„Ich glaube Ihnen, Herr Hauptmann," antwortete Richard Doubledick mit leiser zitternder Stimme.

„Ein Mann kann in jeder Stellung seine Pflicht thun," sagte der Offizier, „und indem er seine Pflicht thut, erwirbt er seine eigene Achtung, sogar wenn seine Lage so außerordentlich unglücklich sein sollte, daß er keines Anderen Achtung erwerben könnte. Ein gemeiner Soldat, obwohl Du ihn soeben einen armen Hund nanntest, hat in unserer Kriegszeit den Vortheil, seine Pflicht stets vor einem Heer sympathisirender Zeugen auszuüben. Zweifelst Du daran, daß er in einem ganzen Regiment, ja, in der ganzen Armee und im ganzen Lande gepriesen werden kann? Kehre um, da Du die Vergangenheit noch gut machen kannst und versuche es einmal, Deine Pflicht zu erfüllen."

„Ich will es! Ich begehre nur einen Zeugen, Herr Hauptmann!" rief Richard mit tiefbewegtem Herzen.

„Ich verstehe Dich. Ich will ein wachsamer, treuer Zeuge sein."

Richard Doubledick sank auf seine Kniee und küßte die Hand des Offiziers. Die freudenstrahlenden dunkelbraunen Augen sahen ihn als gebesserten Mann hinweggehen.

In jenem Jahre 1799 waren die Franzosen in Egypten, in Italien, in Deutschland, wo waren sie nicht? Napoleon Bonaparte stand auch in Indien gegen die Engländer, und man sah die Zeichen großer Stürme. Im darauf folgenden

Jahre, als England eine Allianz mit Oesterreich gegen ihn schloß, stand Taunton's Regiment in Indien, und unter den gewöhnlichen Soldaten gab es keinen besseren als den Unteroffizier Richard Doubledick. Im Jahre 1801 war die indische Armee an der Küste Egyptens, im nächsten Jahr brachte eine Proklamation einen kurzen Frieden, dann tobte wieder der Krieg.

Tausende wußten, daß dicht zur Seite des Hauptmanns Taunton ein heldenmüthiger Soldat focht. So lange das Leben in zwei Herzen schlug, war man sicher, daß fest wie ein Felsen, treu wie die Sonne, tapfer wie Mars der Kammerad neben ihm zu finden sei; es war der ruhmvolle Sergeant Richard Doubledick. Im Jahre 1805, z. Z. der großen Schlacht bei Trafalgar, war harter Kampf in Indien. Ein Feldwebel that Wunder, indem er sich allein durch geschlossene Soldatenreihen schlug, die Fahne seines Regimentes, welche einem armen Gefallenen entrißen worden war, zurückeroberte und seinen verwundeten Hauptmann aus einem Gewirr von Pferdehufen und Säbeln rettete. Dieser Feldwebel wurde der Träger der wiedergewonnenen Fahne, Richard Doubledick war zum Fähnrich emporgestiegen. Das Regiment litt stark in jeder Schlacht, aber es wurde stets durch die tapfersten Männer verstärkt, den begeistert suchten die Leute die Ehre, der alten durchschossenen Fahne zufolgen, welche der Fähnrich Richard Doubledick gerettet. Das Regiment focht im Peninsular-Kriege und stand 1812 bei Badajos; sein Ruhm tönte durch die britischen Reihen, daß die Thränen in Männeraugen traten, als der mächtige Hochruf, der Triumph des eigenen Werthes erschallte. Es gab keinen Trommeljungen, der nicht von den beiden treuen Freunden gewußt hätte; wo Major Taunton mit den dunkeln,

strahlenden Augen voranschritt, da sah man seinen treuergebenen Gefährten, den Fähnrich Richard Doubledick, und vor Begeisterung glühend folgten ihnen die kühnsten Helden der englischen Armee.

Eines Tages bei Bajodos, nicht im großen Sturme, sondern im Zurückwerfen eines starken Ausfalls der Besiegten auf die in den Laufgräben arbeitenden Engländer, eilten die beiden Freunde und ihre Soldaten vor, sie kämpften Mann gegen Mann mit französischer Infanterie. Ein muthiger, schöner französischer Offizier schwang sein Schwert und rief begeistert seine Leute zum Angriff. Doubledick sah wie sie, dem Befehl gehorchend, Feuer gaben, und Major Taunton fiel. Zehn Minuten später war das Gefecht vorüber; Doubledick kehrte zu dem Platz zurück, wo sein Major getroffen hingesunken und legte dort den besten Freund, denn je ein Mensch gehabt hatte, auf einen über den nassen Klee gebreiteten Mantel. Major Tauntons Uniform war auf der Brust geöffnet, man sah drei kleine Blutflecke auf seinem Hemd.

„Lieber Doubledick," sagte er, „ich sterbe."

„Um Gottes Willen, nein!" rief der Fähnrich, an seiner Seite knieend und seinen Arm unter seinen Kopf legend. „Taunton! Mein Retter! Mein Schutzgeist! Liebster, treuester Mensch! Taunton! Gott hilf uns!"

Die strahlenden Augen, jetzt so dunkel im bleichen Gesicht, lächelten ihm noch einmal, und die Hand, welche er vor dreizehn Jahren geküßt, legte sich zärtlich auf sein Herz. „Schreibe meiner Mutter. Du wirst die Heimath wiedersehen. Erzähle ihr, wie wir Freunde wurden. Es wird sie trösten, wie es mich tröstet."

Er sprach nicht mehr, sondern zeigte auf eine Locke seines Haares, welches im Winde flatterte. Er lächelte nochmals, als er sah, daß der Fähnrich ihn verstand. Sanft legte er seine Wange auf Richards unterstützenden Arm zur Ruhe, er starb mit seiner Hand auf der Freundesbrust, in welcher er eine Seele zu neuem Leben erweckt hatte. Kein Auge blieb trocken beim Anblick Richard Doubledick's an jenem Trauertage. Er begrub seinen Freund auf dem Felde und wurde ein einsamer beraubter Mann. Neben seiner Pflicht schienen nur zwei Wünsche sein Leben zu erfüllen, erstens die Haarlocke für Taunton's Mutter zu bewahren, zweitens dem französischen Offizier zu begegnen, welcher seine Soldaten zum Feuer commandirte, als Taunton fiel. Unter den Truppen tauchte die die Sage auf, wenn Doubledick und der französische Offizier einander begegnen sollten, so werde man in Frankreich einen Gefallenen beweinen. Der Krieg dauerte fort, aber er traf den Franzosen, dessen Bild ihn begleitete nicht. Nach der Schlacht bei Toulouse erschien der Bericht: „Schwer verwundet, aber nicht gefährlich, Lieutenant Richard Doubledick."

Im Sommer des Jahres 1814 kehrte Richard, jetzt ein siebenunddreißigjähriger gebräunter Krieger als Invalide beurlaubt nach England zurück. Auf seinem Herzen trug er des Freundes Haarlocke. Seit dem verhängnißvollen Tage hatte er manchen französischen Offizier gesehen: in mancher schrecklichen Nacht hatte er von Laternenträgern begleitet die Verwundeten seines Regiments gesucht und gleichzeitig vielen entwaffneten Franzosen Hülfe gebracht, aber das Original des ihm vorschwebenden Bildes traf er nicht. Obgleich er schwach und leidend war, verlor er keine Stunde Zeit um nach Frome in Sommersetshire zu reisen, wo Taunton's Mutter

lebte. Ihr Anblick erinnerte an die milden, mitleidsvollen Worte: „er war der einzige Sohn seiner Mutter, und sie war eine Wittwe.“

Es war Sonntagabend, die Dame saß an ihrem stillen Gartenfenster und las in der Bibel. Sie las halblaut mit zitternder Stimme, er hörte die Worte: „Jüngling, ich sage Dir, stehe auf!“

Er mußte am Fenster vorübergehen, die schönen dunkelbraunen Augen aus vergangener Zeit schienen ihn anzublicken. Ihr Herz sagte ihr, wer er war, sie kam schnell an die Thüre und fiel um seinen Hals.

„Er rettete mich vom Untergang, er machte mich zum neuen Menschen, er brachte mich von schändlichen gottlosen Wegen zurück! Dafür wolle Gott ihn segnen ewiglich! Und Er will es!“

„Er will es,“ antwortete die alte Frau, „ich glaube, er ist im Himmel.“ Dann rief sie lautaufweinend: „Aber o! Mein geliebter Sohn! Mein geliebter Sohn!“

Niemals seit der Stunde, in welcher sich der Gemeine Richard Doubledick in Chatham einschreiben ließ, hatte der gemeine Soldat, Unteroffizier, Sergeant, Feldwebel, Fähnrich und Lieutenant seinen wahren Namen oder den Namen Maria Marschall ausgesprochen oder seine Lebensgeschichte einem Menschen außer seinem einzigen Freunde erzählt. Seinem festen Willen gemäß lebte er unbekannt. Nichts sollte den Frieden stören, in welchem seine Fehler vergessen wurden. Erst nach seinem Tode sollte man erfahren, wie er gekämpft und gelitten, und wollte man ihm dann verzeihen und an ihn glauben, so war es früh genug.

An jenem Abend gedachte er der seit zwei Jahren liebgewonnenen Worte: „Erzähle ihr, wie wir Freunde wurden, es wird sie trösten, wie es mich tröstet," und er erzählte ihr Alles. Allmählig glaubte er in seinen reifen Jahren eine Mutter wiedergewonnen zu haben, und allmählig schien es der beraubten Frau, als habe sie einen Sohn gefunden. Während seines Aufenthaltes in England wurde der stille Garten, welchen er als Fremder zögernd und schmerzvoll betrat, der Inbegriff seiner Heimath. Als er im Frühling fähig war, zu seinem Regimente zurückzukehren, verließ er den Garten mit dem Gedanken, ob er wirklich zum ersten Male mit dem Segen einer Frau zu den alten Fahnen gehe. Er folgte den zerschossenen, durchlöcherten, alten Fahnen nach Quartre Blas und Ligny. Er stand unter ihnen in der schrecklich ernsten Stille vieler Männer, als ein nasser Junimorgen auf dem Felde bei Waterloo dämmerte. Bis zu jener Stunde schwebte das Bild des französischen Offiziers vor seiner Seele, aber er traf ihn in der Wirklichkeit nicht. Das ruhmreiche Regiment wurde beim Beginn der Schlacht zurückgeworfen und kämpfte verzweiflungsvoll, da sah man Doubledick fallen.

Durch Schlammgruben und Regenwassersümpfe, durch tiefe Gräben und vom Kriegszug verdorbene Landstraßen wurden die Verwundeten und Sterbenden auf allen möglichen Fuhrwerken fortgeschafft, unter ihnen lag der schwer verwundete Lieutenant Doubledick, bewußtlos und unkenntlich, mit Blut und Schmutz bedeckt. Das Aechzen der Männer, das erschreckte Wiehern der kriegsungewohnten Ackerpferde störte ihn nicht, er wurde bewußtlos nach Brüssel gebracht. Liebevoll in ein Hospital aufgenommen, lag er dort während der

langen hellen Sommertage bis die Ernte, soweit sie vom Kriege verschont geblieben, reifte und eingebracht wurde. Wieder und wieder ging über der volkreichen Stadt die Sonne auf und unter, und wieder ruhten mondlichte Nächte auf der Ebene bei Waterloo, allein diese Zeit war ein unbeschriebenes Blatt für den schwerleidenden, bewußtlosen Lieutenant Doubledick. Siegesfrohe Truppen zogen in Brüssel ein und aus; Brüder, Schwestern, Väter, Mütter und Gattinnen drängten sich dort zusammen, empfingen ihr Loos der Freude oder des Schmerzes und reisten ab; so oft im Tage ertönten die Glocken, so oft sank der Abendschatten nieder, so oft strahlten die Lichter in der Dunkelheit, so viele Tritte ertönten auf dem Straßenpflaster, so viele stille Stunden der Nacht folgten einander, — theilnahmslos für Alles lag ein marmorbleiches Gesicht auf dem Bette, gleich dem Portrait einer ruhenden Statue auf dem Grabe des Lieutenant Doubledick.

Endlich schien ein langer Traum verwirrter Zeiten und Oerter zu schwinden, er sah Feldärzte, welche er kannte, geliebte Gesichter, auch das seiner theueren Maria Marschall, deren Besorgniß für ihn er mehr als alles Andere erkennen konnte, Lieutenant Richard Doubledick kehrte zum Bewußtsein zurück. Er empfand die Schönheit des Sonnenuntergangs an einem stillen Herbstabend, den Frieden eines ruhigen, luftigen Zimmers, dessen offene Balconfenster ihm duftende Blumen, grüne Sträucher und den klaren Himmel zeigten, während die milden Sonnenstrahlen sein Bett vergoldeten. Alles war so friedlich und lieblich, er glaubte sich in eine andere Welt versetzt und fragte mit schwacher Stimme: „Taunton, bist Du bei mir?“

Ein Gesicht neigte sich zu ihm; es war Taunton's Mutter.

„Ich kam hierher, um Sie zu pflegen. Wir haben Sie viele Wochen gepflegt. Sie wurden vor langer Zeit hierher gebracht. Erinnern Sie sich dessen?"

„Nein."

Die alte Dame küßte seine Wange und hielt seine Hand liebkosend in der ihrigen.

„Wo ist das Regiment?" fragte er. „Was ist geschehen? Darf ich Sie Mutter nennen? Was ist geschehen, Mutter?

„Ein großer Sieg, mein Lieber. Der Krieg ist beendet, Ihr Regiment war das tapferste im Felde."

Seine Augen leuchteten, seine Lippen zitterten, er seufzte und die Thränen rollten über sein Gesicht. Er war sehr schwach, zu schwach, um seine Hand zu bewegen.

„War es soeben dunkel?" fragte er darauf.

„Nein."

„Schien es mir nur dunkel zu sein? Ein schwacher Schatten zog vorüber, dann berührte die Sonne mein Gesicht; o wie schön ist die segensreiche Sonne! Ich glaubte eine lichte weiße Wolke zur Thüre hinausschweben zu sehen. Ging Niemand hinaus?"

Sie schüttelte den Kopf, und bald darauf schlief er wieder ein, während sie seine Hand noch besänftigend in der ihrigen hielt. Seit der Zeit genas er. Er war am Kopfe schwer verwundet und durch den Leib geschossen, aber jeden Tag wurde ein langsamer Fortschritt zum Besseren bemerkbar. Als er hinreichende Kraft erlangte, um sich im Bette liegend mit seiner Pflegerin zu unterhalten, bemerkte er, daß Mrs. Taunton das Gespräch stets auf seine eigene Lebensgeschichte brachte. Er gedachte der letzten Worte seines Retters: „es tröste sie."

Eines Tages erwachte er erfrischt vom Schlafe und bat sie, ihm vorzulesen. Die Bettgardinen, welche das Licht milderten, wurden nicht wie gewöhnlich zurückgezogen, damit er sie beim Nähtisch an seiner Seite sehe, und eine andere sanfte Frauenstimme fragte: „Können Sie eine Fremde sehen? Wünschen Sie den Anblick der Fremden?"

„Der Fremden!" wiederholte er. Die Stimme weckte alte Erinnerungen aus der Vorzeit des Gemeinen Richard Doubledick.

„Eine Fremde bin ich jetzt, einst war ich Dir nicht fremd. Richard, geliebter Richard, seit vielen Jahren warst Du für mich verloren, mein Name" —

Er rief ihren Namen „Maria!" Sie hielt ihn in ihren Armen, sein Haupt ruhte an ihrem Herzen.

„Ich breche mein rasches Gelübde nicht, Richard. Es ist nicht Maria Marschall, welche zu Dir spricht, ich habe einen anderen Namen."

Sie war verheirathet.

„Ich habe einen anderen Namen," wiederholte sie, „hast Du ihn schon gehört?"

„Niemals!"

Er sah in ihr schönes, seelenvolles Gesicht und wunderte sich, weil sie durch Thränen lächelte.

„Besinne Dich, Richard. Hörtest Du niemals meinen veränderten Namen?"

„Niemals."

„Bewege Deinen Kopf nicht, um mich anzusehen, theuerer Richard. Ruhe hier, während ich Dir meine Geschichte erzähle;" sie weinte und fuhr fort:

„Ich liebte einen großmüthigen, edlen Mann, ich liebte ihn vom ganzen Herzen, treu und ergeben durch viele Jahre ohne Hoffnung auf seine Wiederkehr. Ich liebte ihn, obgleich ich seine besten Eigenschaften nicht kannte und sogar nicht wußte, daß er noch lebte. Er war ein tapferer Soldat, von Tausenden geehrt und geliebt, — da fand mich die Mutter seines theueren Freundes, sie bewies mir, daß er mich in seinem Triumph niemals vergessen habe; in einer großen Schlacht wurde er schwer verwundet und sterbend nach Brüssel gebracht. Ich kam, um bei ihm zu wachen und ihn zu pflegen, zu welchem Zwecke ich in den entlegensten Winkel der Erde gegangen wäre. Als er Niemand kannte, da kannte er mich; als er am schmerzhaftesten litt, ertrug er seine Leiden nur den Wunsch flüsternd, daß sein Haupt an meinem Herzen ruhe; als er in Todesgefahr war, heirathete er mich, damit er mich sein Weib nennen könne bevor er sterbe. Den Namen, welchen ich in jener von Dir vergessenen Nacht annahm, mein Geliebter“ —

„Ich weiß ihn jetzt,“ schluchzte er. „Die schattenhafte Erinnerung kehrt zurück. Ich danke Gott, daß ich bei voller Besinnung bin. Meine Maria, küsse mich. Wiege dieses müde Haupt zur Ruhe, oder ich werde vor Dankbarkeit sterben. Taunton's Abschiedsworte sind erfüllt, ich sehe die Heimath wieder!“

Sie waren glücklich. Langsam vollzog sich seine Genesung, aber er, ein Weib und eine Adoptivmutter wurden durch dieselbe beglückt. Der Schnee schmolz auf der Erde, die Vögel sangen in den blätterlosen Sträuchern beim Frühlingsanfang, als die Drei zum ersten Male ausfahren konnten, eine Volks-

menge drängte sich um den Wagen und brachte dem Hauptmann Richard Doubledick Glückwünsche und wiederholtes Lebehoch. Allein der Hauptmann hielt es in der Folge für nothwendig, nicht nach England zurückzukehren, sondern sich aus Gesundheitsrücksichten in das südliche Frankreich zu begeben. Sie suchten sich einen Wohnort an der Rhone, nahe der alten Stadt Avignon, ein reizendes Landhaus mit herrlicher Aussicht. Dort brachten sie sechs Monate in trauter Gemeinschaft zu, dann kehrten sie nach England zurück.

Drei Jahre später fühlte Mrs. Taunton die Beschwerden des Alters, obgleich ihre dunkeln Augen noch den früheren Glanz behielten; das milde Klima hatte ihr sehr wohlgethan, weßhalb sie beschloß, auf ein Jahr wieder nach Frankreich zu ziehen. Ein treuer Diener, welcher ihren Sohn auf den Armen getragen, begleitete sie, und am Ende des Jahres wollte Hauptmann Richard Doubledick sie abholen und zurückgeleiten. Sie correspondirte regelmäßig mit ihren Kindern, wie sie dieselben nannte. In der Nähe von Aix wohnte sie in einem Landhaus und schloß intime Freundschaft mit einer französischen Familie auf dem benachbarten Schloß. Sie machte die Bekanntschaft durch ein hübsches, kleines Mädchen, welches ihr in den Weinbergen begegnete; das sehr gefühlvolle Kind wurde nicht müde, der einsamen Engländerin zuzuhören, wenn sie von ihrem armen Sohn und von den grausamen Kriegern erzählte. Die Familie war theilnehmend und liebenswürdig wie das Kind, und zuletzt wurde Mrs. Taunton so befreundet, daß sie die Einladung, den letzten Monat ihres Aufenthaltes in Frankreich im Schloße zuzubringen annahm. Sie hatte über diese kleinen Ereignisse ihres Lebens nach Hause berichtet,

und ihr letzter Brief umschloß ein höfliches Billet des Schloßherrn, welcher in Hinsicht auf die Rückkehr der Mrs. Taunton um die Ehre bat, ihren Reisebegleiter gastlich aufzunehmen, cet homme si justement célèbre, Monsieur le Capitaine Richard Doubledick.

Hauptmann Doubledick, jetzt ein kräftiger, breitschulteriger Kriegsheld, schrieb eine freundliche Antwort und folgte in Person. Auf seiner Reise durch das Land, welches drei Jahre des Friedens genoß, dankte er Gott für diese den Menschen geschenkten, besseren Tage. Das goldene Korn stand in vollen Garben gebunden zur Nahrung da, es war jetzt nicht blutgefärbt, nicht von den Füßen wilder Kämpfer zertreten oder von den Hufen der Schlachtrosse zerstampft; der Rauch stieg von friedlichen Herden auf, nicht von lodernden Ruinen. Die Karren waren mit den guten Früchten der Erde beladen, nicht mit Verwundeten und Todten. Für Doubledick, welcher so oft den Alles verwüsteten Krieg gesehen, waren die Bilder des Friedens schöner als je; in milde Stimmung versetzt, erreichte er das alte Schloß bei Aix an einem entzückenden Sommerabend, dessen tiefblauer Himmel sich treu über der frohen Erde wölbte.

Es war ein großes Schloß der echten alten Art mit runden Thürmen, Löschhörnern, einem hohen Bleidach und mehr Fenstern als Aladdin's Palast. Alle Fensterläden waren nach der Hitze des Tages geöffnet, durch offene Fenster sah man mit Steinbildern geschmückte Mauern und Säulengänge. Schlingpflanzen und üppig wucherndes Unkraut bedeckten die Ruinen eines großen Anbaus an einem Teiche, das Strauchwerk schien dort nach allen Richtungen ausgewachsen; auf der

anderen Seite erfreuten hohe, dunkle Bäume, Gartenterrassen, Balustraden und Statuen das Auge. Die Thüre des Schloßes stand offen, wie es in jenen Gegenden der Brauch ist, um die Abendkühle einzulassen. Der Hauptmann sah weder Glockenzug noch Klopfer und ging hinein. Die große Eintrittshalle umfing ihn im Halbdunkel erfrischend kühl nach der sengenden Gluth einer Tagreise im Süden; an den Seiten der Halle führten Treppen zu einer zierlichen Gallerie, welche eine Reihe von Zimmerthüren zeigt und vom Plafond erleuchtet wurde. Auch hier sah er keinen Glockenzug.

„Meiner Treu“ sagte der Hauptmann, dessen Sporen auf den Steinplatten klirrten, „das ist ein gespensterhafter Eingang.“

Er blieb erschrocken stehen und fühlte, daß er bleich wurde. Auf der Gallerie, zu ihm niederschauend, stand der französische Offizier, dessen Bild er so lange und so weit im Gedächtnisse getragen. Er verglich dieses Bild jetzt mit dem Original, wie ähnlich war es in jedem Zuge! Der Franzose verließ die Gallerie, Hauptmann Doubledick hörte ihn rasch die Treppe herunterkommen, dann trat er ihm aus einer Bogenpforte entgegen. Ein begeisterter, energischer Ausdruck lag auf seinem Gesicht und erinnerte lebhaft an jenen fatalen Augenblick.

„Monsieur le Capitaine Richard Doubledick? Ich bin entzückt, Sie zu bewillkommen! Bitte tausendmal um Verzeihung, denn die ganze Dienerschaft ist im Freien. Sie haben heute ein Fest im Garten, nämlich den Namenstag meiner Tochter. Sie wissen bereits, daß die Kleine Madame Taunton's Liebling ist.“

Er erschien so freimüthig angenehm, daß Monsieur le Capitaine ihm seine Hand nicht verweigern konnte.

„Es ist die Hand eines tapferen Engländers," sagte der französische Offizier, die Hand herzlich schüttelnd, „ich könnte den tapfern Engländer sogar als meinen Feind achten, wie viel mehr als meinen Freund. Auch ich bin Soldat."

„Er erinnert sich meiner nicht," dachte Doubledick „er hat sich damals meine Züge nicht gemerkt, als ich mir die seinigen einprägte. Wie soll ich es ihm sagen?"

Der französische Offizier geleitete seinen Gast in den Garten und stellte ihn seiner Gemahlin vor, einer anziehenden, hübschen Frau, welche mit Mrs. Taunton in einem alterthümlichen Pavillon saß. Seine zwölfjährige Tochter lief freudeglühend über die Wiese, um ihn zu umarmen, und sein kleiner Knabe kroch unter den Orangenbäumen dem Vater entgegen. Eine Schaar kleiner Gäste tanzte nach dem Takte einer fröhlichen Musik, die festlich geschmückten Dienstleute und Bauern aus den Nachbarhäusern tanzten ebenfalls. Es war eine Scene unschuldiger Freude, wie man sie als höchsten Ausdruck der Liebe des Frieden nicht schöner hätte darstellen können in einem Bilde, das auch einer Phantasie wie der des Hauptmann's Richard vorgeschwebt.

Doubledick sah mit verwirrtem Gemüth zu, bis eine Glocke zur Ankündigung der nahenden Stunde des Abendessens ertönte und der Franzose um Erlaubniß bat, ihn in sein Ankleidezimmer führen zu dürfen. Sie stiegen die Treppe zur Gallerie hinauf und dem Monsieur le Capitaine Doubledick wurden mit herzlicher Gastfreundschaft einige schöne Zimmer

angeboten. Draperieen, Möbel, Marmorkamine und Broncestatuen zeigten Geschmack und Eleganz.

„Sie waren in der Schlacht bei Waterloo", sagte der französische Offizier auf ein Schlachtbild deutend.

„Ja, und bei Bajados", antwortete Hauptmann Doubledick.

Als er allein war, setzte er sich in Gedanken vertieft nieder. Was sollte er thun? In jener Zeit war unglücklicherweise manches beklagenswerthe Duell zwischen englischen und französischen Offizieren aus Anlaß des letzten Krieges vorgefallen. Doubledick vergaß die Toilette zum Abendessen zu machen, er beabsichtigte ein Duell und wollte die Gastfreundschaft dieses Offiziers zurückweisen. Da hörte er Mrs. Tauntons Stimme vor seiner Zimmerthüre, sie bat ihn um Maria's Brief, den er für sie mitgebracht hatte.

„Seine Mutter geht Allem voran. Wie soll ich es ihr sagen?" dachte Doubledick, indem er ihr schnell die Thüre öffnete.

„Hoffentlich werden Sie mit Ihrem edlen Wirth eine Freundschaft für das ganze Leben schließen, Richard," sagte sie, „er ist so treuherzig und großmüthig, daß ihr einander gewiß hochschätzen werdet. Wenn er am Leben geblieben wäre", sie küßte mit thränenvollen Augen das Medaillon, welches ihres Sohnes Haarlocke umschloß, „so würde er mit der ihm eigenen Seelengröße diesen Franzosen verehrt haben, und er würde glücklich gewesen sein, weil die bösen Tage vorüber sind, welche solch' einen Mann zu seinem Feinde machten."

Sie verließ das Zimmer. Der Hauptmann wandte sich zu dem Fenster, von wo er dem fröhlichen Tanz im Gar-

ten zusah. Dann schritt er an ein anderes Fenster und sah auf die heitere Landschaft und die friedevollen Weinberge. Ein hohes Crucifix stand dort im grünen Laub. Richard neigte sein Haupt.

„Geist meines seligen Freundes," sagte er leise, „durch Dich steigen die besseren Gedanken in meinem Gemüthe auf! Während meiner ganzen Reise bis hierher zu diesem Manne wurden mir die Segnungen der Friedenszeit vorgeführt, und nun wurde Deine schmerzgebeugte Mutter zu mir gesandt, um meine zornige Hand festzuhalten. Aus dem Jenseits vernehme ich die leise Mahnung, daß dieser Mann seine Pflicht that, wie Du sie thatest und wie ich sie that, seitdem mich Deine Führung rettete; nichts anderes that er, als seine Pflicht."

Er knieete nieder und verbarg sein Gesicht in seinen Händen. Als er aufstand, faßte er den festen Entschluß, weder dem französischen Offizier, noch der Mutter seines verewigten Freundes, noch irgend einer Seele, so lange diese beiden am Leben wären, mitzutheilen, was er nur wußte.

Bei der Abendmahlzeit klang sein Glas mit dem des Schloßherrn fröhlich zusammen, und er vergab ihm in seinem Herzen im Namen des Erlösers.

Erlebniß eines Advokaten.

Ich war ein junger Advokat, hatte mein Bureau in einer englischen Provinzialstadt eröffnet und mußte meine eigene Existenz sehr arm und kümmerlich beginnen. Meine Freunde in der Nachbarschaft waren unbemittelt mit Ausnahme eines Einzigen; es war Mr. Frank Gatliffe, der Sohn eines Abgeordneten, des reichsten und stolzesten Mannes in unserer Gegend. Frank war ein treuer Freund und empfahl mich, wo er Gelegenheit dazu finden konnte. Ich hatte ihm seiner Zeit geholfen, indem ich ihm ein Darlehen zu mässigem Zinsfuß verschaffte und ihn dadurch von den Juden rettete. Das geschah als Frank auf der landwirthschaftlichen Akademie studirte. Nach Beendigung seiner Studien kam er zurück und blieb auf seines Vaters Landgut. Später verbreitete sich in der Gegend das Gerücht, er habe sich in die Gouvernante seiner jüngeren Schwester verliebt und wolle sie heirathen. Ein Advokat betrachtet das Gerücht gewöhnlich als etwas Unwahres und Albernes, in diesem Falle jedoch war es anders. Frank sagte mir, er liebe die junge Dame und

erklärte „auf seine Ehre" (eine abgegriffene Redensart, welche Burschen seines Alters stets gebrauchen) daß er entschlossen sei, sie zu heirathen; ich will sie Fräulein Schmid nennen, obgleich sie nicht so hieß, er nannte sie „sein süßes, geliebtes Mädchen."

Frank's Vater, stolz wie Lucifer, verweigerte seine Einwilligung. Der alte Gatliffe war ein kluger Weltmann und handelte demgemäß. Er entließ sofort die Gouvernante mit ausgezeichneter Empfehlung und ansehnlichem Geldgeschenk und sah sich nach Beschäftigung für Frank um. Jedoch Frank folgte der Gouvernante nach London; sie hielt sich dort bei ihrer einzigen noch lebenden Verwandten, einer Schwester ihres Vaters auf. Diese Tante verbot dem armen Frank ihr Haus, weil er ohne seines Vaters Erlaubniß kam. Frank schrieb an seinen Vater, er werde das Mädchen heirathen, sobald er großjährig sei, Nichts solle ihn daran verhindern. Darauf begab sich der Squire*) nebst Frau und Tochter selbst zur Hauptstadt, es fanden viele Scenen voll Sentimentalität statt und endlich willigte der alte Gatliffe in die Verlobung. Ich glaube nicht, daß er es gethan haben würde, wenn ihn nicht ein günstiger Umstand dazu bestimmt hätte.

Der verstorbene Vater der Gouvernante war ein Mann von sehr guter Familie, sein Name stand den Gattliffes gleich, er war Offizier gewesen, Invalide geworden, hatte sich dann als Weinhändler etablirt und kurz vor seinem Tode fallirt. Seine Frau starb bald darauf. Keine Verwandten lebten, bei denen sich der alte Gatliffe hätte erkundigen können, als des Vaters Schwester, und der Squire hielt sie für eine durch-

*) Squire = Landedelmann, Wappenträger.

aus taktvolle, ehrenhafte Dame, weil sie sogleich ihre Thüre vor Frank verschlossen hatte. So war Alles zu einem angenehmen Ziel gekommen. Der Hochzeitstag war bestimmt. In unserer Zeitung erschien ein Hinweis auf die bevorstehende Vermählung in der Aristokratie und eine Biographie des Vaters der Braut, ein großes Wortgepränge über seinen Stammbaum, ein langer Bericht über seine ruhmvollen Dienste in der Armee, aber kein Wort über seine Lebensperiode als Weinhändler — auch nicht ein Wort! Ich wußte es, weil Frank es mir erzählt hatte; er besaß durchaus keinen Hochmuth. Auf einem Spaziergang stellte mich Frank seiner Braut vor und fragte mich, ob ich ihn nicht für einen glücklichen Menschen halte. Ich bejahte die Frage. Wirklich war die Gouverante ein Mädchen nach meinem Geschmack, etwas über fünf Fuß hoch, eine junoartige, geschmeidige Gestalt mit blendendem Teint und scharlachrothem, kußlichem Munde. Ihre klugen Augen ruhten forschend auf mir, so daß ich mich in Verlegenheit wie in einem Kreuzverhör befand.

Die Hochzeit sollte an einem Mittwoch stattfinden, ich lasse Jahr und Monat unerwähnt. Am Montag Morgen vor dem Hochzeitstage saß ich seufzend in meinem Bureau, ich hatte keine Clienten und kein Geld. Plötzlich stürzte Frank zu mir herein, er war leichenblaß und sagte, er habe einen schrecklichen Fall mit mir zu besprechen und keine Stunde Zeit zu verlieren, um nach meinem Rath zu handeln, er sei ein unglücklicher Mensch — er fing an sentimental zu werden.

„Gehört das zur Sache?“ unterbrach ich ihn und schlug mit meinem neuen Falzbein auf den Schreibtisch.

„Mein theuerer Freund," antwortete er, „es gehört gewiß zur Sache, und Ihre Freundschaft —"

Ich entschloß mich, ihn zu examiniren, als ob er am Zeugentisch stände, sonst würde er den halben Tag unnütz geredet haben.

„Frank," sagte ich, „Sentimentalität darf nicht mit Geschäftssachen vermischt werden. Bitte, hören Sie auf zu reden, und lassen Sie mich Fragen stellen. Antworten Sie mit möglichst wenigen Worten. Nicken Sie mit dem Kopfe, wenn es zur Antwort genügt."

Er saß seufzend und unruhig mir gegenüber.

„Aus ihren Worten errathe ich, daß Sie in einer Bedrängniß sind, welche Ihre Heirath am Mittwoch verhindern kann?" (Er nickte und ich ließ ihn nicht zu Worte kommen.) „Es betrifft den Vater Ihrer Braut und geht auf die Periode seines Weingeschäftes zurück?" (Er nickte wieder und ich fuhr fort.) „Nach Ankündigung ihrer Heirath in der Zeitung, erhob sich Jemand, welcher weiß, was er nicht wissen sollte, und seine Weisheit zum Nachtheile der jungen Dame und Ihrer Heirath benutzen will, wenn sie ihm nicht durch eine Geldsumme den Mund stopfen? Sehr wohl. Nun Frank, sagen Sie mir, was Sie von Ihrer Braut über den Geschäftslauf des Vaters hörten? Was haben Sie zuerst darüber erfahren?"

„Sie sprach eines Tages so schön und zärtlich von Ihrem Vater, daß sie mein ganzes Interesse für ihn erregte," begann Frank, „ich fragte sie nach der Ursache seines Todes; sie sagte, sie glaube, ein großer Kummer sei die Ursache gewesen, und dieser Kummer betraf ein schreckliches Geheimniß, welches sie

und ihre Mutter allen Verwandten verborgen habe, aber sie könne es mir nicht verschweigen, denn sie wolle ihr eheliches Leben beginnen, ohne ein Geheimniß vor dem Gatten zu haben." Hier verfiel Frank wieder in einen schwärmerischen Ton; ich störte ihn, indem ich mit dem Falzbein auf den Tisch schlug.

„Sie sagte mir," fuhr Frank fort, „ihr Vater sei zu seinem Unglück Kaufmann geworden. Er habe dazu durchaus nicht gepaßt, seine Geschäfte gingen von Anfang an schlecht. Sein Commis stand im Verdacht, ihn zu betrügen —"

„Halten Sie ein," sagte ich, „was war der Name des verdächtigen Commis?"

„Davager," sagte er.

„Davager," wiederholte ich und schrieb den Namen auf, „fahren Sie fort."

„Seine Angelegenheit wurden immer verwickelter, er konnte verschiedene, drängende Gläubiger nicht bezahlen, der Bankerott, nach seiner Ansicht die Schande, stand ihm bevor. Das machte ihn gemüthskrank, seine Frau und seine Tochter hielten ihn zeitweise für unzurechnungsfähig. In diesem Zustande der Verzweiflung und Noth —"

Hier zögerte Frank.

„Ah!" sagte ich, „ich weiß, was er that; er hatte einen Wechsel auszustellen, und mit leicht erklärlicher Verwechslung schrieb er den Namen eines Anderen, anstatt seines eigenen, wie?"

„Ja," sagte Frank sehr niedergeschlagen, ohne meinen Scherz zu beachten, „sein Hauptgläubiger wollte nicht warten, bis er Geld schaffen konnte. Er stellte den Wechsel aus,

war aber entschlossen, all' seine Habseligkeiten zu verkaufen, um die Summe aufzutreiben und zu bezahlen."

„Natürlich," sagte ich, „reden Sie davon nicht. Wann wurde die Fälschung entdeckt?"

„Ehe ein Versuch gemacht war, den Wechsel zu negociiren. Er hatte verwirrt, unzurechnungsfähig und verkehrt gehandelt. Der Mann, dessen Namen er gebrauchte, war sein wahrer Freund und ein Verwandter seiner Frau, ein ebenso guter als reicher Mann. Er hatte Einfluß auf den Hauptgläubiger und gebrauchte seinen Einfluß edelsinnig. Er hegte treue Freundschaft für den unglücklichen Mann und für dessen Familie und erwies sich großmüthig."

„Kommen Sie zur Sache," sagte ich, „was that er?"

„Er warf den falschen Wechsel in das Feuer, stellte denselben Wechsel mit seiner eigenen Unterschrift aus, und erst dann erzählte er meinem theuren Mädchen und ihrer Mutter, was geschehen war. Können Sie sich etwas Hochherzigeres denken?" fragte Frank.

„Nach juristischer Auffassung kann ich mir nichts Albernes denken," sagte ich, „wo war der Vater? Auf und davon?"

„Auf dem Krankenlager, antwortete Frank zornroth, „aber mit aller Kraftananstrengung schrieb er an demselben Tage einen reumüthigen und dankbaren Brief, worin er versprach, sich der edlen Verzeihung und Milde würdig zu zeigen, indem er Alles, was er hatte, verkaufen und das Geld zurückerstatten wollte. Er verkaufte Alles, die schönen Rococomöbel seines Gesellschaftszimmers, Silber- und Küchengeräthe, sogar alte Familienportraits, welche Erbstücke waren; die Schuld wurde

bis zum letzten Pfenning bezahlt. Er wollte von Neuem in der Welt beginnen, wobei der hochherzige Mann, welcher ihm vergeben hatte, ihm die freundschaftlichste Hilfe versprach. Es war zu spät. Die Schuld eines raschen Augenblicks, obgleich er sie gesühnt, nagte an ihm; es war seine fixe Idee, daß er sich für immer in der Achtung seiner Frau und Tochter herabgesetzt habe, und —"

„Er starb," unterbrach ich ihn, „ja, ich weiß das. Lassen Sie uns einen Augenblick zu seinem reumüthigen Dankschreiben zurückkehren. Meine Erfahrungen als Jurist haben mich überzeugt, daß die Hälfte unserer Gerichtshöfe geschlossen sein würde, wenn Jedermann alle empfangenen Briefe verbrannt hätte. Wissen Sie vielleicht, ob der erwähnte Brief irgend ein Eingeständniß der Fälschung enthält?"

„Gewiß enthielt er das Geständniß," antwortete Frank, „hätte der Schreiber seine Reue ohne solches Bekenntniß ausdrücken können?"

„Ganz leicht, wenn er ein Jurist gewesen wäre," sagte ich, „schweigen wir davon. Ich stelle nun eine vage Vermuthung auf. Irre ich mich, wenn ich argwöhne, daß der Brief gestohlen wurde, und daß die verdächtige Handelsgröße Mr. Davager vielleicht der Dieb des Schreibens war?"

„Das ist es gerade, was ich Ihnen erzählen wollte!" rief Frank.

„Wie hat er Ihnen die interessante Thatsache mitgetheilt?"

„Er hat es in meiner Gegenwart nicht gewagt. Der Schurke hatte die Frechheit —"

„Aha!" sagte ich, „er ging zu der jungen Dame. Schlauer Praktikus, dieser Davager."

„Heute Morgen als sie im Garten spazieren ging, hatte er die Dreistigkeit, sich ihr zu nähern. Er sagte, er habe auf eine Gelegenheit gewartet, mit ihr über vergangene Tage zu reden; er zeigte ihr, wirklich er zeigte ihr den Brief ihres unglücklichen Vaters, gab ihr einen anderen an mich adressirten Brief und entfernte sich. Sie war halb todt vor Schrecken."

„Es war besser für Sie, daß Sie nicht dabei waren," sagte ich. „Haben Sie den anderen Brief?" Er überreichte ihn mir. Ein sehr humoristisches, kurzes Schreiben, dessen ich mich deutlich erinnere. Es lautete:

„Mein Herr! Ich habe ein höchst merkwürdiges Autographum zu verkaufen. Der Preis ist eine Fünfhundertpfundnote.*) Die junge Dame, mit welcher Sie sich am nächsten Mittwoch vermählen wollen, wird Sie hinsichtlich der Natur und Aechtheit des autographischen Briefes informiren. Verweigern Sie den Kauf, so werde ich eine Copie des Briefes an das Localblatt senden, und am Dienstag Nachmittag Ihrem hochverehrten Herrn Vater meine Aufwartung machen, um ihm den Originalbrief zu zeigen. In Geschäften hier anwesend, logire ich im Hotel „Gatliffe's Rüstzeug." Ihr ergebenster Diener

Alfred Davager."

„Ein kluger Bursche," sagte ich und legte den Brief in mein Geheimfach.

„Klug!" schrie Frank. „Er ist werth gepeitscht zu werden! Ich hätte es selbst gethan, aber bevor sie mir ein Wort von der Sache sagte, mußte ich ihr das Versprechen geben, sogleich zu Ihnen zu gehen."

---

*) fünfhundert Doppelkronen.

„Das war eins der klügsten Versprechen, welche Sie je gegeben haben," sagte ich. „Wir sind nicht im Stande, diesen Burschen zu übertäuben, das lassen Sie sein. Denken Sie nicht, daß ich etwas Ungeziemendes gegen den Charakter Ihres vortrefflichen Herrn Vaters sage, wenn ich behaupte, daß er wegen jenes Briefes gewiß auf einem Aufschub Ihrer Heirath bestehe."

„Wie mein Vater über meine Heirath denkt, wird er die Auflösung meines Verlöbnisses verlangen, wenn er den Brief sieht," sagte Frank mit einem Seufzer, „aber das ist noch nicht das Schlimmste. Das hochherzige, edle Mädchen sagt, sollte der Brief mit dem Commentar, welchen der Schurke sicherlich hinzufügt, in der Zeitung erscheinen, so würde Sie eher vor Gram sterben, als in die Heirath willigen, auch wenn mein Vater mir den Wille lasse."

Er war ein sehr charakterschwacher junger Mann und sehr verliebt in sie; ich brachte ihn durch abermaliges Geklopf mit meinem Falzbein zur Ruhe.

„Fassen Sie sich, Frank," sagte ich, „ich habe noch einige Fragen. Dachten Sie daran, Ihre Braut zu fragen, ob der Brief der einzige schriftliche Beweis der Fälschung ist, welcher jetzt existirt?"

„Ja, ich habe sie danach gefragt," antwortete Frank, „sie sagte mir, sie sei gewiß, daß kein anderer Beweis der Fälschung vorhanden sei, als dieser eine Brief."

„Wollen Sie Davager die verlangte Geldsumme dafür geben? fragte ich.

„Ja," sagte Frank blitzschnell.

„Frank," sagte ich, „Sie kamen hierher, um mich in einer außerordentlich bedenklichen Sache zu consultiren, und ich weiß, daß Sie zur üblichen Remuneration aller meiner Bemühungen bereit sind. Ich habe mich entschlossen, in dieser

dieser Sache auf gut Glück kühn zu handeln, waghalsig, mag man es nennen, ich will Alles gewinnen oder verlieren. Ich werde versuchen diesem schlauen Davager den Brief zu entreißen. Wenn ich bis morgen Nachmittag nicht reussire, so geben Sie ihm das Geld und ich verlange Nichts für meine juristischen Dienste. Wenn ich reussire, so übergebe ich Ihnen den Brief und Sie geben mir das Geld, anstatt es ihm zu geben. Ich laufe Gefahr, aber ich bin Willens es zu thun. Sie geben fünfhundert Pfund für den Brief. Was sagen Sie zu meinem Plan? Ist es ja oder nein?"

„Sparen Sie die Fragen!" schrie Frank aufspringend. „Sie wissen, daß es zehntausendmal ja ist. Sie verdienen das Geld —"

„Und Sie werden sehr froh sein, es mir zu geben. Abgemacht. Jetzt gehen Sie nach Hause. Trösten Sie Ihre Braut, lassen Sie sich vor Davager nicht sehen. Verhalten Sie sich ruhig und überlassen Sie mir Alles. Freuen Sie sich der Gewißheit, daß alle Briefe der Welt Ihre Heirath am Mittwoch nicht hindern können."

Mit diesen Worten trieb ich ihn zum Bureau heraus, denn ich wollte allein sein und mir überlegen, was ich thun sollte. Natürlich wollte ich zunächst meinen Gegner kennen lernen. Ich schrieb an Davager, ich sei privatim beauftragt, eine geschäftliche Angelegenheit zwischen ihm und einer anderen Partei (keine Namen) auf gütlichem Wege in Ordnung zu bringen, weßhalb ich ihn bäte sobald als möglich bei mir zu erscheinen.

Gleich beim Anfang ärgerte mich Davager. Er antwortete, daß es ihm nicht passe, früher als zwischen sechs und

sieben Uhr zu mir zu kommen. So zwang er mich mehrere kostbare Stunden in der kurzbemessensten Zeit zu verlieren, während jede Minute wichtig war. Ich mußte geduldig warten und gab meinem Auslaufjungen Tom einige Instruktionen, ehe Davager ankam. Es konnte keinen scharfsinnigeren Jungen von vierzehn Jahren geben als meinen Tom. Ein Spion auf Davager's Wegen war natürlich das erste Erforderniß, und Tom, der kleine flinke, verschlagene Bengel, konnte allen Schritten nachschnüffeln und sich klugerweise unbemerkbar halten. Ich befahl ihm, sich nicht zu zeigen, wenn Davager komme und zu warten, bis ich bei Davager's Weggang klingeln würde. Auf zweimaliges Klingeln sollte er Davager die Hausthüre öffnen, auf einmaliges Klingeln sollte er sich nicht zeigen, sondern Davager unbemerkt auf allen Gängen folgen, bis er in das Hotel zurückkehre. Das waren die einzigen Vorbereitungen, mit welchen ich beginnen konnte.

Ein Viertel vor sieben kam mein Kunde an. Als Advokat sieht man manche widerwärtige, schmutzige Leute, aber einer der widerwärtigsten in meiner Praxis war Alfred Davager. Er hatte schmieriges, weißblondes Haar, ein rothfleckiges Gesicht, schielende Augen und eine heisere Stimme. Er roch nach Branntwein und trug einen Zahnstocher im Munde.

„Guten Abend,“ sagte er, „ich komme gerade von der Table d'Hôte.

Er zündete sich eine Cigarre an, setzte sich mit gekreuzten Beinen mir gegenüber und blinzelte mich an. Ich versuchte einen schmeichelnden, vertraulichen Ton anzuschlagen, aber es nutzte nichts. Ich fragte ihn scherzend, wie er zu dem Briefe gekommen sei. Seine einzige Antwort war, er

sei der vertraute Gehilfe des Briefschreibers gewesen, und man habe ihm seit seiner Kindheit ein scharfes Auge für seine eigenen Interessen nachgerühmt. Ich sagte ihm einige Complimente, er schien nicht geschmeichelt. Ich suchte ihn in Aufregung zu bringen, mir zum Trotz blieb er ruhig. Er trieb mich zur letzten Zuflucht — ich machte einen Versuch, ihn zu ängstigen. „Ehe wir ein Wort über das Geld sagen," begann ich, „lassen Sie mich einen Fall annehmen, Mr. Davager. Sie fordern Mr. Frank Gatliffe heraus, indem Sie seine Heirath am Mittwoch hindern können. Nehmen wir an, ich habe einen Sie betreffenden Verhaftsbefehl in der Tasche und einen Constabler zur Ausführung im nächsten Zimmer. Nehmen wir an, ich beschuldige Sie eines Erpreßungsversuches, und Sie bleiben ein paar Tage in Untersuchungshaft bis die neuvermählte Mrs. Frank Gatliffe als Belastungszeugin erscheint. Nehmen wir an —"

„Warten Sie einen Moment," unterbrach mich Davager. „Nehmen wir an, ich sei nicht der albernste Thor, welcher je in den Schuhen stand. Nehmen wir an, ich trage den Brief nicht bei mir, sondern habe ein gewißes Couvert einem Freund von mir in dieser Stadt gegeben. Nehmen wir an, das Couvert enthalte den an Gatliffe senior adressirten Brief nebst einer an die Zeitungsexpedition adressirten Copie des Briefes. Nehmen wir an, mein Freund sei beauftragt, das Couvert zu öffnen und die Briefe an die richtigen Adressen zu besorgen, wenn ich Sie heute Abend nicht von ihm zurückverlange. Kurz und gut, mein lieber Herr, nehmen wir an, ich sei nicht von gestern."

Bei diesen Worten blinzelte mich Davager wieder an.

Ich war nicht erstaunt, denn ich erwarte keineswegs, daß er den Brief bei sich habe, jedoch zeigte ich mich sehr bestürzt und ganz bereit nachzugeben. Schnell ordneten wir die Angelegenheit hinsichtlich der Auslieferung des Briefes und der Empfangnahme des Geldes. Ich wollte ein Document aufsetzen, und er sollte es unterzeichnen. Er wußte ebenso gut als ich, daß das Document ein nichtiges Ding sei, und sagte mir, ich schlage das nur vor, um die Rechnung meines Clienten zu erhöhen. So schlau er war, hierin irrte er sich. Das Document sollte nicht aufgesetzt werden, um Geld von Frank zu erhalten, sondern um Zeit bei Davager zu gewinnen. Es diente mir zum Vorwand, die Zahlung der fünfhundert Pfund bis Dienstag Nachmittag drei Uhr hinausschieben. Davager sagte, er wolle den Dienstag Vormittag seinem Vergnügen widmen, und fragte nach den Sehenswürdigkeiten in der Umgebung unserer Stadt. Nachdem ich einige genannt, warf er seinen Zahnstocher in meinen Kamin, gähnte und ging ab.

Ich klingelte einmal. Am Fenster stehend wartete ich auf sein Vorübergehen und sah mich nach Tom um. Da war mein goldener Junge schon auf der anderen Seite der Straße und spielte in lustigster Weise Kreisel. Davager ging die Straße hinauf nach dem Marktplatz. Tom peitschte seinen Kreisel durch die Straße ebenfalls nach dem Marktplatz hin. Nach einer Viertelstunde kehrte Tom zurück und erzählte seine Recherchen in klarer Reihenfolge. Davager war bis zu einem vor der Stadt gelegenen, kleinen Bierhause gegangen. Auf einer Bank vor der Bierschenke saß ein Mann und rauchte, er gab Davager einen Brief und fragte: „Ist Alles in Ordnung?“ Davager antwortete: „Jawohl“ und ging in das

Hotel zurück. Beim Kellner bestellte er heißen Punsch, Cigarren und ein Paar Pantoffeln, und das Feuer sollte in seinem Zimmer unterhalten werden. Es war mir klar, daß der Brief höchst wahrscheinlich in „Gatliffe's Rüstzeug" übernachte. Ich gab Tom Geld und sagte ihm, er solle vor der Thür des Hotels spielen und sich bei dem vis-à-vis wohnenden Conditor regaliren, er könne nach Belieben Torten essen, müsse aber stets Davager's Fenster im Auge behalten. Auch gab ich ihm ein Billet an das erste Stubenmädchen des Hotels, eine alte Bekannte von mir; ich bat sie wegen einer Geschäftsangelegenheit heute Abend in mein Bureau zu kommen, sobald sie ihre Arbeit gethan. Dann hatte ich eine halbe Stunde Muße, am Kaminfeuer meines Bureaus briet ich einen Flunder, bereitete eine Tasse Thee und fühlte mich zufrieden bei diesem Abendbrod.

Das Stubenmädchen kam und ich erfuhr, daß Davager sie beleidigt hatte, ein glücklicher Zufall für mich. Kaum erwähnte ich seinen Namen, so wurde sie zornig, und als ich hinzufügte, ich sei gehalten, die Interessen einer sehr ehrenwerthen jungen Dame (natürlich nannte ich keine Namen) zu vertheidigen, und dieselbe vor einer boshaften, hinterlistigen Verrätherei des Davager zu behüten, war das Stubenmädchen bereit, mir nach Möglichkeit in der Sache zu helfen. Sie sagte, Davager wolle sich morgen um acht Uhr durch den Hausknecht wecken lassen, nachdem der Letztere ihm wie gewöhnlich die ausgebürsteten Kleider gebracht. Ich bat, der Hausknecht solle die etwa ungeleerten Taschen des Davager nicht leeren, sondern die Kleider so wie er sie finde herunterzubringen. Ich wolle die Taschen durchsuchen und später eine Nachforschung in Davager's Zimmer anstellen. Jedenfalls konnte ich

mich auf das Stubenmädchen verlassen und sie konnte auf den Hausknecht rechnen. Ich wartete bis Tom nach Hause kam. Er sah überfüttert und gallenkrank aus, sprach jedoch aufgeweckt wie immer. Sein Bericht war kurz aber angenehm. Das Hotel wurde geschlossen, Davager ging im betrunkenen Zustand zu Bett, Niemand war bei ihm gewesen. Ich instruirte Tom, unseren Mann am nächsten Morgen im Auge zu behalten und schickte ihn in seinen kleinen Bettverschlag hinter dem Bureauschrank, wo ich den Jungen die halbe Nacht hindurch aufstoßen hörte, weil er zu viel Kuchen gegessen.

Nächsten Morgen um halb acht schlich ich leise in des Hausknechts Kammer. Die Kleider wurden heruntergebracht. Die Beinkleider hatten keine Taschen. Die Westentaschen waren leer. Die Rocktaschen enthielten etwas; erstens ein Taschentuch, zweitens einen Bund Schlüssel, drittens eine Cigarrentasche und viertens ein Notizbuch. Selbstverständlich war ich nicht so thöricht, den Brief darin zu vermuthen, nichts destoweniger öffnete ich das Notizbuch mit einiger Neugierde. Es enthielt einige alte, ausgeschnittene Zeitungsannoncen, eine Haarlocke mit schmutzigem Bande umknüpft, das Circulair einer Darlehensgesellschaft und die Abschrift einiger Verse, welche nur sehr niedriggesinnten Personen gefallen konnten. Auf den Blättern des Notizbuches standen mit Bleistift gekritzelte Adressen, mit rother Tinte notirte Wetten und auf einem Blatt Nichts als folgende Inschrift:

„Mem. 5 lang, 4 breit.“ Ich verstand Alles außer dieser Anmerkung, weßhalb ich dieselbe in mein eigenes Notizbuch abschrieb. Ich wartete bis der Hausknecht die gereinig-

ten Kleider hinauftrug. Als er herunterkam, erzählte er mir, Davager habe sich nach dem Wetter erkundigt; nachdem er erfuhr, es sei ein schöner Morgen, habe er sein Frühstück um neun Uhr und ein Reitpferd um zehn Uhr bestellt, er wolle nach Grimwith Abtei reiten, — ein benachbarter Ort, welchen ich ihm gestern Abend genannt hatte.

„Ich werde um halb elf Uhr hier sein, ich komme durch das Hinterhaus," sagte ich zu dem Stubenmädchen, „ich will nur heute Morgen Mr. Davager's Zimmer aufräumen, anstatt daß Sie es thun. Ich will Sam für diesen Vormittag miethen. Schreiben sie in das Bestellbuch, daß er um zehn Uhr vor mein Bureau gebracht wird."

Sam war ein Pony. Ich glaubte, nach Tom's gestrigen Kuchenschmauß werde ein Ritt in der frischen Morgenluft zu seiner Gesundheit dienen, er sollte Grimwith's Abtei besuchen.

„Sonst Nichts?" fragte das Stubenmädchen.

„Thun Sie mir noch einen Gefallen," sagte ich, „wird mein Tom Ihnen im Wege sein, wenn er bis zehn Uhr hier beim Stiefelputzen hilft und mit seiner Arbeit hier am Fenster steht, von welchem man die Treppe übersieht?"

„Er wird durchaus nicht im Wege sein," sagte sie. Ich dankte, kehrte schnell in mein Bureau zurück und sandte Tom sogleich auf seinen Posten. Alsdann überlegte ich den Stand der Dinge. Davager konnte den Brief vor zehn Uhr seinem Freunde geben, in welchem Falle Tom den Freund auf der Treppe sehen würde, oder er konnte den Brief nach zehn Uhr wieder zu seinem Freunde oder zu einem anderen Bekannten bringen, weßhalb ihm Tom auf dem Pony folgen sollte; drittens konnte er den Brief versteckt in seinem Zimmer zurück-

lassen, weßhalb ich mir selbst eine Durchsuchungsvollmacht verliehen hatte und unter dem Schutze des Stubenmädchens handeln wollte. So weit waren meine Pläne gut geordnet, zwei Umstände beunruhigten mich: die fürchterliche Kürze der mir übrigbleibenden Zeit, im Falle meine ersten Experimente zur Erlangung des Briefes fehlschlugen, und die sonderbare Notiz, welche ich aus dem Porte=feuille abgeschrieben, „Mem. 5 lang 4 breit.“ Es war höchst wahrscheinlich das Maß eines Gegenstandes, den er zu vergessen fürchtete, der also wichtig für ihn war. Memorandum 5 lang 4 breit? Sonderbar -- betraf es ihn selbst? Etwa „5“ Zoll „lang“ — er trug keine Perrücke; etwa „5“ Fuß „lang“ — es konnte kein Rock, Beinkleid 2c. sein; oder „5“ Ellen „lang“? Es konnte auch Nichts in seiner Kleidung sein — oder er mußte den Strick um den Leib tragen, mit welchem er sicherlich eines Tages gehangen wird. Was konnte ihm außer seiner Person wichtig sein? Ich wußte Nichts als den Brief. Konnte das Memorandum sich darauf beziehen? Ja. Was bedeutete „5 lang 4 breit“? Das Maß eines Gegenstandes, den er bei sich trug? Oder das Maß eines Gegenstandes in seinem Zimmer? Ich konnte ziemlich befriedigt so weit kommen, aber nicht weiter. Tom kam in das Bureau und berichtete, Mr. Davager sei zu Pferde gestiegen, Niemand habe ihn im Hotel besucht. Ich sandte ihm den Jungen auf den Pony mit gehöriger Instruktion nach, schrieb einen ermuthigenden Brief an Frank, um ihn ruhig zu halten, und ging durch die Hinterthür in das Hotel, als es zwanzig Minuten nach zehn war. Das Stubenmädchen gab mir ein Zeichen, daß der Weg frei sei. Niemand außer ihr sah mich in das Zimmer gehen, und ich verschloß augenblicklich die Thüre. Entweder war

Davager mit dem Briefe ausgeritten, oder er hatte denselben in einem sicheren Versteck in seinem Zimmer zurückgelassen, das war klar. Ich vermuthete den Brief aus besonderem Grunde im Zimmer — sein Koffer, sein Toilletenkasten, alle Fächer und Schubladen waren unverschlossen; ich kannte meinen Kunden und hielt diese außerordentliche Sorglosigkeit von seiner Seite für verdächtig. Davager hatte eins der besten Schlafzimmer in „Gatliff's Rüstzeug“ genommen. Der ganze Fußboden war mit einem festgenagelten Teppiche bedeckt, die Wände schön tapezirt, das Möblement elegant. Ich durchsuchte zuerst jeden Gegenstand in jeder möglichen Weise und brachte länger als eine Stunde damit zu. Ich fand Nichts. Ich nahm das Tischler-Zollmaß, welches ich mitgebracht, zur Hand. War irgend Etwas im Zimmer, was nach Zoll, Fuß oder Elle mit „5 lang 4 breit“ übereinstimmte? Nichts. Ich steckte das Zollmaß wieder in meine Tasche, das Messen war augenscheinlich überflüssig. War irgend etwas im Zimmer, was ich nach 5 und 4 berechnen konnte? Mittlerweile war ich hartnäckig überzeugt, daß der Brief im Zimmer sein mußte, hauptsächlich weil ich mit so vieler Mühe suchte, und ebenso hartnäckig bildete ich mir ein, daß „5 lang 4 breit“ der richtige Schlüssel zur Auffindung des Briefes sein mußte, weil ich bei allem Suchen und Ueberlegen an keine andere Spur dachte. „5 lang“ — wo in diesem Zimmer konnte ich fünf zählen? Nicht an den Tapeten. Das Muster zeigte Pfeiler von Gitterwerk und Blumen mit einfachen hellgrünen Zwischenraum, nur 4 Pfeiler in der Länge der Mauern, zwei Pfeiler in der Breite. Das Möblement? Es waren weder 5 Stühle, noch irgend Etwas in Fünfzahl. Die Fransen am Himmelbette? Deren gab es eine Menge! Ich sprang auf die Bettdecke,

nahm mein Federmesser zur Hand, zählte nach jeder Richtung „5 lang 4 breit“ an diesen unglücklichen Fransen, sondirte mit dem Messer, kratzte mit den Nägeln, zerdrückte sie mit den Fingern. Umsonst; keine Spur eines Briefes, und die Zeit verstrich, o! wie die Zeit an jenem Morgen in Davager's Zimmer dahinflog!

Ich sprang in solcher Verzweiflung über mein Mißgeschick vom Bett, daß es mich fast nicht kümmerte, ob mich Jemand hörte oder nicht. Eine kleine Staubwolke wirbelte auf, als meine Füße auf den Teppich sprangen.

„Hallo!“ dachte ich, „meine Freundin, das Stubenmädchen macht sich hier das Abstäuben leicht. Hübscher Zustand des Teppichs in einem der besten Schlafzimmer des Hotels.“

Der Teppich! Ich war auf das Bett gesprungen, hatte die Wände angestarrt, aber ich hatte noch keinen Blick auf den Teppich geworfen. Obwohl ich Advokat war, verstand ich es nicht, tief genug nach unten zu schauen! — Der Teppich mußte seinerzeit ein Prachtstück gewesen sein und war wohl aus einem Gesellschaftssaal in ein Kaffeezimmer hinabgestiegen und dann in das Schlafzimmer heraufgebracht. Den braunen Grund bedeckten Rosenbüschel in gleichmäßiger Entfernung; ich zählte die Rosenbüschel, zehn in der Länge des Zimmers, acht in der Breite. Nachdem ich fünf und vier abgezählt, knieete ich auf den Rosen im Mittelpunkte und hörte mein Herz so laut schlagen, daß ich erschrack. Ich besah aufmerksam die Teppichstelle, ließ meine Fingerspitzen darüber hingleiten, ich fand Nichts. Dann kratzte ich langsam und vorsichtig mit meinen Nägeln darüber. Mein Zeigefinger blieb an einem Punkte hängen. Ich theilte die Wolle des Teppichs und sah einen

kleinen Schlitz, über welchen die Wolle glatt gestrichen war. Der Schlitz war nur einen halben Zoll lang, und das Ende eines braunen Fadens, genau von der Farbe des Teppichs, steckte in der Mitte ein Viertel Zoll heraus. Ich faßte gerade behutsam den Faden, als ich einen Schritt vor der Zimmerthüre hörte. Es war nur das Stubenmädchen.

„Sind Sie noch nicht fertig?“ flüsterte sie.

„Noch einige Minuten,“ sagte ich, „und lassen Sie vor Allem Niemand zur Thüre kommen, ich werde sogleich fertig sein.“

Ich zog an dem Faden und hörte etwas rascheln. Ich zog noch einmal und brachte ein zusammengerolltes Stückchen Papier heraus, einen runden Fidibus, wie ihn die Damen drehen. Ich entrollte das Papier und — St. Georg hilft uns siegen! — das war der Brief! Der Originalbrief!

Ich erkannte ihn an der Farbe der Tinte. Der Brief war für mich fünfhundert Pfund werth! Ich mußte mich beherrschen, damit ich nicht meinen Hut in die Höhe warf und Hurrah schrie. Ich nahm einen Stuhl, setzte mich für einige Minuten und verlangte meine Ruhe und juristische Ueberlegung wieder. Dann fiel mir ein Schabernack ein, um Davager kund zu thun, daß ihn der junge Advokat der Provinzialstadt besiegt habe. Ich riß ein leeres Blatt aus meinem Notizbuch, schrieb mit Bleistift darauf: „Zahlbar mit fünfhundert Pfund,“ rollte das Papier zusammen, wickelte den braunen Faden darum, versteckte es unter den Teppich und strich die Wolle glatt. Ich lief spornstreichs zu Frank; er lief mit dem Briefe spornstreichs zu seiner Braut, welche sich von der Echtheit des Schreibens überzeugte, es in das Feuer

warf, zum erstenmale die Arme unaufgefordert um Frank's Hals schlang und ihn weinend küßte. So wenigstens erzählte mir Frank, indeß das verbürgt die Thatsache nicht. Thatsache ist es, daß ich am nächsten Mittwoch Zeuge ihrer Trauung war, und als sie in einer Equipage mit vier Pferden fortfuhren, um den Honigmonat auf dem Lande zu verleben, ging ich auf meinen eigenen Füßen in unseren sicheren Gewerbebankverein, um meinen Credit mit der Fünfhundertpfundnote in meiner Tasche zu eröffnen.

Ueber Davager kann ich Nichts sagen, als was ich durch ein on dit erfuhr, und das ist stets unbefriedigende Beweisführung, sogar im Munde eines Advokaten. Mein Auslaufjunge Tom, obwohl zweimal vom Pony abgeworfen, hielt den Zügel fest und verlor seinen Mann an jenem Dienstag nicht aus den Augen. Er hatte nichts besonderes zu berichten; auf dem Wege zur Abtei hatte Davager vor der Bierschenke Halt gemacht und seinem Freunde einen Zettel gegeben; das war ohne Zweifel ein Schlüssel zu dem Versteck des Briefes für den Fall, daß ich Davager verhaften ließ. Im Uebrigen hatte sich Davager eines schönen Spazierrittes und der herrlichen Aussicht auf der Abtei erfreut und war um zwei Uhr Nachmittags in das Hotel zurückgekehrt. Um halb drei schloß ich meine Bureauthür zu, nagelte eine Karte mit „Nicht zu Hause bis Morgen" unter meinen Thürklopfer und zog mich für den Rest des Tages in das Landhaus eines Feeundes zurück. Davager verließ „Gatliffe's Rüstzeug," an jenem Dienstag Abend. Er trug alle werthvollen Gegenstände seines Toilettenkastens in den Rocktaschen und ein Packet Wäsche unter dem Arm. Ich weiß nicht, ob er die Formalität nach seiner Rech-

nung zu fragen beobachtete, aber ich kann bezeugen, daß er sie weder bezahlte, noch daß seine wenigen zurückgelassenen Habseligkeiten dafür entschädigten. Glücklicherweise begegnete ich ihm nie wieder, seitdem es mir gelang, seinen Erpressungsversuch zu vereiteln.

Aus Maria Stuart's Leben.

(Historische Skizze.)

Die Eindrücke, welche wir in unserer Jugend empfangen, wirken mit Macht, sie geben oft dem Leben die ganze Richtung; wohl führt die Welt Freud und Leid in tausend Bildern vor unsere Augen, wechselnde Erscheinungen, die wir freudig begrüßen oder beweinen und doch bald vergessen mögen, aber oft fesselt uns eine Sehnsucht an die Bilder unserer Jugend, sie leuchten auch in trüben, schweren Tagen des späteren Lebens. In dem düstern Gefängnißleben einer Königin gewährte die Erinnerung und Uebung kindlich lieblicher Wohlthat einen Freudenschimmer. Eine innige Religiösität, welche sie während der Kindheit in sich aufgenommen, stärkte sie im Leid bis zum Tode. Das lebhafteste Interesse für die hartverurtheilte Maria Stuart ist durch authentische historische Berichte erweckt worden; wir sehen in ihr eine für Leichtsinn und Schwäche grausam bestrafte Fürstin als Gefangene schmachtend, unter dem nichtigen Vorwand des Hochverraths zum Tode verurtheilt; unser Mitleid

wendet sich der unglücklichen Maria zu, und unsere Verachtung straft die falsche, tugendprahlende Königin Elisabeth. Denn die Arglist der Letzteren ist ebenso erwiesen wie die Ungerechtigkeit vielfacher Anklagen, die gegen Maria Stuart von dem protestantischen Fanatiker Knox und seinen Genossen geschleudert wurden.

Maria Stuart, die Tochter König Jakob V. von Schottland und seiner Gemahlin, der Prinzessin Maria von Lothringen, wurde am siebenten Dezember 1542 auf Schloß Linlithgow in der Nähe Edinburgs geboren. Der König starb sieben Tage nach der Geburt seiner einzigen Tochter; Maria war in der Wiege eine Königin. Die treulose Partei, welche später das Leben der Landesherrin vergiftete, trat schon damals gegen sie auf; man verbreitete die Nachricht, sie sei verwachsen und könne nicht lange leben. Maria war ein gesundes, schönes Kind. Erst neun Monate alt, wurde sie zu Stirling durch den Kardinal Beaton gekrönt. Heinrich VIII. von England verlangte die Zusage der Hand Maria's für seinen Sohn, den Prinzen von Wallis, der nur fünf Jahre älter als Schottlands Thronerbin war. König Heinrich wollte durch diese frühzeitige Verlobung die Vereinigung der Königreiche sichern. Die Königin Mutter, welche den Stolz und Entschlossenheit der Guisen besaß, widerstand diesem ehrgeizigen Plane des englischen Königs, aber sie wußte, was sie von ihrem falschen Nachbarn zu erwarten hatte und erzog Maria auf dem Schloß Stirling. Nach zwei Jahren glaubte sie sich dort nicht in Sicherheit und brachte die kleine Tochter auf eine Insel, mitten im See Mentheit. Ein Kloster das einzige Gebäude der Gegend, war das Asyl des königlichen Kindes. Vier Töchter aus den edelsten Familien Schottlands wurden

ihr zu Gespielinen gegeben und schon als Kind zeichnete sich Maria durch Grazie und Intelligenz aus. Der Graf Arran, vom Parlamente zum Regenten des Reichs und zum Vormund der Maria bestimmt, sprach seinen Wunsch aus, sie möge einst Gattin seines Sohnes werden. Aber die Königin Mutter, Französin von ganzem Herzen, unterstützt von einer Mannschaft, die Heinrich II. von Frankreich ihr gesandt, erklärte, daß ihre Tochter dem Dauphin angehören solle und am Hofe Frankreichs erwartet werde. Das Parlament bewilligte diesen Plan. Maria Stuart wurde nach Schloß Dunbarton geführt, um dort den Augenblick der Abfahrt zu erwarten. In diesem Schloß empfing sie den Grafen von Brezé, den der König von Frankreich zu ihrem Empfang gewählt. Am dreizehnten August 1548 landete sie im Hafen von Brest, nachdem sie von der englischen Flotte heftig verfolgt worden war. Im Gefolge dieser fünfjährigen Königin waren die vier Gespielinnen, welche später zu ihren Ehrendamen ernannt wurden. Heinrich II. bewillkommte das Kind an seinem Hofe, der Herzog Franz von Guise und der Cardinal Ludwig von Lothringen (Brüder der Mutter Maria's) nahmen sich der jungen Nichte liebevoll an. Sie wurde sorgfältig in einem Klosterpensionat mit Frankreichs edelsten Erbinnen erzogen und die berühmten Dichter und Denker jener Zeit, Ronsard, St. Gelais, Joachim de Balley, Brantôme u. A. ertheilten ihr Unterricht in Sprachen und Literatur. Die Prinzessin zeichnete sich durch ungewöhnliche Talente aus, im achten Jahre spielte sie sehr schön die Laute und war ein reizendes Kind, welches bei jedem öffentlichen Erscheinen mit Enthusiasmus begrüßt wurde. Die Königin Mutter, durch diese Berichte hoch erfreut, wünschte den Triumph ihres Lieblings mit eigenen

Augen zu sehen, und begab sich 1550 nach Frankreich. Während ihrer Anwesenheit entging die kleine Maria glücklich einem grausam angelegten Attentat; ein schottischer Schütze im Gefolge des Königs wurde nämlich ertappt, als er Maria vergiften wollte. Ein anderer Schotte ermordete den Präsidenten Minard, den Nebenvormund der jungen Prinzessin. Im folgenden Jahre 1551 kehrte die Königin Mutter nach Schottland zurück, sie reiste über London, in der Hoffnung, dort die langen Discusionen, welche zwischen beiden Kronen bestanden, zu beenden. Man überhäufte sie mit Freundschaftsversicherungen, weil der englische Thronfolger Eduard VI. die Hand der schottischen Prinzessin erhalten sollte, doch diese war für den Dauphin bestimmt.

Maria Stuart wurde durch ihre Schönheit und ihre geistige Begabung berühmt. In ihrem fünfzehnten Jahre trug sie dem König Heinrich, der Königin und der ganzen Hofversammlung im Louvre eine von ihr selbst verfaßte lateinische Rede vor, in welcher sie behauptete, es sei für Frauen keineswegs ungeziemend, sondern geistig fördernd und erhebend, die Wissenschaften und schönen Künste zu kennen. Maria gehört zu den besseren Dichterinnen jener Zeit, bereits in ihrem fünfzehnten Jahre dichtete sie Verse, in denen das Studium edler Meisterwerke zu erkennen ist. Die geistreiche Prinzessin besaß warmes Gefühl; mädchenhafter Zartsinn und Milde waren in ihr durch den Umgang mit frommen Klosterschwestern geweckt worden. An jedem Sonnabend kostete sie keine einzige der herrlichen Früchte, welche man ihr servirte.*)

„Es ist mein der Muttergottes geheiligter Tag," sagte

*) Notiz aus einem alten schottischen Manuscripte.

das liebliche Kind zu dem Dichter Ronsard, „und diese Früchte nebst den Blumen auf unserer Tafel darf ich immer selbst an arme Kinder und Frauen vertheilen. Für die Armen ist das eine Sonntagsfreude.“

Auf die Bemerkung, daß sie ja öfter Körbe Obst verschenke, antwortete sie: „Aber diese Früchte waren für mich selbst bestimmt, sie sind so ganz meine eigene Gabe.“

Der geliebte Jugendgenosse und Dauphin Franz brachte, wie auch später als König, seiner holden Maria am Sonnabend oft selbst die auserlesensten Früchte zur erquickenden Spende für arme Kinder, welche die königliche Geberin persönlich in Waisenhäusern und niedrigen Hütten aufsuchte. Eines Tages überreichte die kleine Tochter eines Gartenarbeiters ihr bei solchem Besuch einen Vergißmeinnicht-Kranz, dem Maria Oglivie, die junge Hofdame und Gespielin seit der Kindheit, eine geschriebene Dichtung beigefügt hatte, es war die schottische Sage vom Vergißmeinnicht:

„Als Gott der Herr den Himmel und die Erde
Geschaffen, gab Er auch den Pflanzen Namen,
Voll tiefen Sinn's und an Bedeutung reich.
Doch — sprach Er — seid des Namens, den der Vater
Und Herr Euch gab, beständig eingedenk.
Kurz d'rauf wandt' eine Blume, mit der Farbe
Des Himmels, fragend sich an ihrem Schöpfer:
Wie nanntest Du mich, Herr, ich hab's vergessen.
Ernst sprach zu ihr der Herr: Vergißmeinnicht.
Voll Scham zog an den sanftgewund'nen Bach
Die Blume sich in Uefergrün zurück,
Sie klagt da noch in stiller Einsamkeit.
Pflückt Freundschaft oder Lieb' empfindungsvoll
Die Blume dort, so lispelt sie bedeutsam:
Vergißmeinnicht! Vergißmeinnicht!“

Maria, die sich über die schlichte Huldigung innig freute, bewahrte das Blatt in einem Autographen-Album auf.

Maria's Hochzeit wurde mit großem Glanz in der Kirche Notre-Dame zu Paris am vierundzwanzigsten April 1558 gefeiert. Die junge Königin begrüßte auf den Stufen des Altars den Dauphin, ihren Gemahl, als „König von Schottland." Seit diesem Tage zeichneten Franz und Maria stets mit den Titeln „König Dauphin" und „Königin Dauphine." Heinrich II. bewog sie die Titel: König und Königin von England und Irland und das englische Wappen ebenfalls anzunehmen. Dies hatte keinen andern Zweck, als an Maria's herkömmliche Rechte zu erinnern, aber später entstanden daraus schreckliche Folgen.

Damals war Maria Stuart's Benehmen ein musterhaftes; sie thronte rein und fromm an jenem Hofe, wo vor ihr viel Leichtsinn und Sittenverderbniß geherrscht. Damals zu der Zeit der losen Spötter und Pamphletisten, wagte weder ein mit Liebespoesien abgewiesener Dichter, noch ein fanatischer Hugenott den Ruf der schönen Königin anzutasten. Zwar nahm Maria die Prachtliebe und Eitelkeit über dargebrachte Huldigungen fast unbewußt an; der französische Hof war zu ihrer Zeit durch hohe Bildung ausgezeichnet, aber unstreitig hatte dort auch der Leichtsinn und die Ueppigkeit den höchsten Grad erreicht; wenn nun Maria ihren Geist vollkommen ausbilden konnte, so hatte sich ihr leichtempfängliches Gemüth an schnelle Befriedigung jedes Wunsches gewöhnt, wodurch sie später zu ihrem Unheil geführt wurde. Nicht lange sollte das Glück der Königin währen. Ihr Gemahl Franz II. von Frankreich starb nach zweijähriger, kinderloser Ehe und nach einjähriger Regierung. Sein minorenner Bruder Karl IX.

wurde Thronfolger, seine Mutter, Katharina von Medicis, zeitweilige Regentin, und Maria Stuart war in der Blüthe ihrer Jugendschönheit eine Wittwe. Achtzehn Jahre alt und schon eine Wittwe! Wie tief fühlte sie den Schmerz und die Verlassenheit! Sie dichtete rührende Klagen über den Tod des jungen Monarchen:

„Ob ich ruh' auf seid'nem Bette,
Stärkt mich nicht die süße Rast,
Denn von meiner Ruhestätte
Scheucht den Schlaf des Kummers Last.

Horch! es klingen holde Laute,
Wie von seinem lieben Mund!
O, das Herz, dem ich vertraute,
Machte glücklich unsern Bund!

Wo ich wandle, wo ich bleibe,
Wo zu Gott ich weinend fleh',
Wo im Schmerz ich klagend schreibe,
Denk' ich seiner trauten Näh'."

Nach dem Tode Franz II. erhielt die intriguante Katharina von Medicis wieder den Einfluß, welche durch die aufrichtige, religiöse Maria Stuart Beschränkung erlitten hatte und nun wurde die junge Königin-Wittwe durch die Rachsucht ihrer Schwiegermutter vielfach gekränkt. Deßhalb begab sich Maria nach Rheims, wo sie bei ihrem Oheim, dem Cardinal, in Zurückgezogenheit lebte. Sie trauerte über den Tod ihrer Mutter, die bald nach Franz II. starb. Allein auch in Rheims ließ man sie nicht ungekränkt. Zu der Zeit kamen einflußreiche Männer, Martygnes, Labroße und d'Oyssel aus Schottland und versicherten, daß auch die protestantischen Unterthanen sie gern als Königin empfangen würden. Ihr Verwandter

Jakob Stuart, der Prior von St. Andrews, gab ihr ebenfalls erfreuliche Versicherungen. Auf diese Botschaften hin reiste die Königin nach Nancy, hatte dort eine Unterredung mit John Leslie, dem nachmaligen Erzbischof von Roße, einem Haupt der katholischen Partei. Er warnte sie vor dem ränkesüchtigen Jakob Stuart, tröstete sie jedoch mit der Zuversicht, sie werde an ihren rechtgläubigen Unterthanen feste, thatkräftige Leute finden, welche die Heiligkeit der katholischen Religion wahren wollten. Maria schwankte, aber der Glanz des Thrones lockte sie; Jugend und Lebenslust bewegten sie, obschon der Blick in die Ungewißheit der Zukunft sie zagen ließ.

Am fünfzehnten August 1561 schiffte sich Maria in Calais ein. Voll Schmerz und Sehnsucht nach einem entschwindenden Glück schaute sie unverwandt auf die Küsten des ihr so theuren Frankreichs, des Landes ihrer heiteren Jugend. Am Rande des Schiffes im Angesicht des Ufers, floßen ihre Thränen unaufhörlich und sie blieb fünf Stunden auf demselben Platz wo sie wiederholt ausrief: „Lebewohl, mein Frankreich! Lebewohl!

Sie war von der Macht des Augenblickes heftig bewegt; beim Anblick der Dunkelheit rief sie nochmals: „Lebewohl, mein geliebtes Frankreich! Ich scheide jetzt von deinem Anblick, und ach! werd' ich dich nie wiedersehen?!“ Sie weigerte sich in ihre Kajüte zu gehen, wünschte ein Teppichlager auf dem Kastell des Schiffes, um darauf zu ruhen und nahm keine Speise an. Der Steuermann erhielt von ihr Befehl, sie bei Tagesanbruch wecken zu lassen, wofern das Festland noch sichtbar sei. Als die Morgenröthe erschien, konnte man die Küsten wirklich noch sehen und Maria verabschiedete sich nochmals mit den Worten: „Lebewohl, Frankreich! O leb' ewig wohl, mein

geliebtes schönes Frankreich, denn nimmer werd' ich dich wiedersehen!"

Nach fünftägiger Fahrt landete Maria am neunzehnten August in Leith. — Auf stolzer Höhe grüßt am frühsten der Sonnenschein, dort strahlt die Welt im rosigsten Lichte, und die Lichtstrahlen ergießen einen zauberhaften Schimmer, aber auch der Sturm tobt dort am lautesten und droht mit Vernichtung. Auf der glanzumsäumten Höhe des Thrones mochte die junge Königin vor den Stürmen ihrer Zeit beben. Sie sollte Schottlands Krone tragen uud war in dem Lande eine Fremde geworden, herrschsüchtige Verwandte nahmen feindselige Partei gegen sie, ebenso verfolgte sie der Haß und Neid einer staatsklugen Königin und lächerlich eitlen Frau, der englischen Elisabeth, welche, nachdem Eduard VI. und seine Stiefschwester Maria gestorben waren, regierte. Die protestantischen Unterthanen wollten die katholische Maria Stuart selbst in ihren besten Bestrebungen nicht anerkennen und nannten es ein Aergerniß, daß sie in ihrer Hauskapelle die Messe lesen ließ. Schottlands Lage erforderte gerade damals einen Regenten, welcher Weisheit mit Festigkeit und Muth verband, weil im Innern des Landes der Streit religiöser Parteien herrschte und Englands Feindschaft drohte. Maria willigte deßhalb in die Vorschläge einer Wiedervermählung und wählte zum Gemahl ihren Vetter Lord Darnley, der nach ihr die nächsten Ansprüche auf den englischen Thron hatte.

Heinrich Stuart, Lord Darnley, war der Sohn des Grafen Lennox, dessen Mutter Maria's Großmutter, Margarethe, war, welche nach dem Tode Jakobs IV. den Grafen Lennox heirathete. Margarethe, die Gemahlin Jakobs IV. von Schottland war eine Schwester Heinrichs VIII. von

England. Der Letztere hatte seine Tochter Elisabeth, als er ihre Mutter Anna Boleyn wegen Untreue hinrichten ließ, für nicht thronberechtigt erklärt. Doch machte Maria der Elisabeth die englische Krone nicht streitig, sie sprach nur den Wunsch aus, Elisabeth möge sie zur Thronerbin ernennen.

Die Vermählung der Maria Stuart mit Heinrich Lord Darnley wurde am neunundzwanzigsten Juli 1565 vollzogen. Am folgenden Tage erklärte Maria ihn zum Könige von Schottland; sie that es ohne Zustimmung der Rathsversammlung, was ihr großen Nachtheil brachte. Die Ehe war keine glückliche; König Heinrich, ein roher Mensch, ergab sich dem Trunk und beleidigte häufig seine Gemahlin. Im Anfall wüthender Eifersucht ließ er den Sänger und Harfenspieler David Rizzio, dem Maria wegen seiner schönen, tröstenden Kunst und wegen seines treuen, bescheidenen Wesens freundliche Huld erwies, durch Lord Ruthven und mehrere Soldaten am neunten März 1566 ermorden. Rizzio musicirte im Zimmer der Königin, während sie mit ihren Hofdamen und dem Haushofmeister seinem Spiel lauschte, da drangen die Mörder ein und vor den Augen der Versammelten erhielt der Sänger sechsundfünfzig Degenstiche. Ruthven rief aus: Maria's Regierung sei unerträglich, und Rizzio habe den Tod verdient, weil er als Staatssekretär die katholische Religion unterstützte. Maria war empört; Ruthven flüchtete nach England, wo er Schutz fand. Doch zeigte die Königin Versöhnlichkeit und Geduld gegen den Gatten, besonders als sie durch die Geburt eines Sohnes am neunten Juli 1566 beglückt wurde. Die Geburt eines Thronerben erregte die Wuth einer aufrührerischen Partei, an deren Spitze Jakob Stuart, Graf Murray (der frühere Prior von St. Andrew's) stand. Bei der römisch-

katholischen Taufe des jungen Prinzen in der Schloßkirche zu Stirling weigerten sich die protestantischen Ritter, die „Kapelle der Ungläubigen“ zu betreten. Solche gehässige Beleidigungen machten Maria schwermüthig. Die Briefe des französischen Gesandten berichten, daß sie oft im tiefen Schmerz weinte und ausrief: „Ich wünsche, daß ich gestorben wäre!“

König Heinrich besuchte seinen Vater, den Grafen Lennox in Glasgow. Dort erkrankte der König an den Blattern. Seine Gemahlin reiste trotz der strengsten Winterkälte zu ihm, und er wünschte bald nach Edinburg gebracht zu werden. Die Aerzte verordneten vollkommene Ruhe, deßhalb bezog Darnley das einsam gelegene Haus des Collegiums St. Maria. Die Königin besuchte ihn täglich und schlief einige Male Nachts neben dem Krankenzimmer. Eines Abends verließ sie den fast völlig Geheilten, weil sie sich zur Hochzeitfeier einer Hofdame begeben mußte. Sie war sehr heiter, sprach von dem Hochzeitfest, zog einen Ring von ihrem Finger und steckte ihn an den Finger ihres Gatten, den sie zum Abschied umarmte. Einige Stunden später, beim Tagesanbruch des zehnten Februar 1567, flog das entlegene Haus, von Pulver gesprengt, in die Luft. Die ganze Gegend erwachte von dem schrecklichen Schlag, man eilte hinzu, fand endlich den Leichnam des Königs nebst demjenigen seines Bedienten im Garten auf und bemerkte die Zeichen der Erwürgung. Maria verließ augenblicklich das Palais Holyrood und zog sich im Edinburger burger Schloß in verdunkelte Zimmer ohne Gefolge zurück. In dieser Wittwentrauer schrieb sie an ihren Gesandten in Paris einen Bericht über die Katastrophe und fügte hinzu: sie sei nur durch ein Wunder dem Loose, welches ihren Gatten getroffen, entgangen und zweifle nicht, daß eine Verschwörung

sie gleichfalls zu verderben dachte. Graf Murray,*) Jakob Stuart, wurde von vielen Edelleuten für den Anstifter des schändlichen Königsmordes gehalten. Statt seine Vertheidigung zu versuchen, unternahm er eilig eine Reise nach Frankreich. Das Volk nannte den Grafen Bothwell als den Urheber der Gräuelthat. Jakob Heyburn, Graf Bothwell stammte aus einer der ältesten und mächtigsten Familien Schottlands, er war Maria's Mutter treuergeben gewesen, hatte ebenso der Königin Maria Stuart wichtige Dienste geleistet und dafür verschiedene Ehrenstellen erhalten. Der alte Graf Lennox sprach, im Schmerz um seinen gemordeten Sohn, den Verdacht gegen Bothwell offen aus und forderte die Königin auf, ein Gericht zur Untersuchung der Sache zu stellen. Maria schlug dieses Gesuch nicht ab, jedoch bemühte sie sich, Bothwell siegreich zu vertheidigen. Am Gerichtstage erschien Bothwell mit einer bewaffneten Schaar in Edinburg, und die versammelten Peers sprachen ihn frei. Bothwell wußte die Großen des Reichs zum Theil zu schrecken, zum Theil für sich zu gewinnen, weßhalb sie ihn noch einmal feierlich an einer Theilnahme des Mordes schuldlos erklärten und ihn der Königin schriftlich zum Gemahl vorschlugen. Die Königin reiste nach Stirling, um ihren kleinen Sohn zu besuchen; bei ihrer Rückkehr umgaben achthundert Reiter, deren Anführer Bothwell war, die Souveränin, er brachte sie nach Schloß Dumbar und drohte, ihr die Freiheit nicht wiederzugeben, bis sie in die Trauung mit ihm willige. Maria hätte die Hilfe ihrer Freunde und ihres Volkes abwarten können, aber sie war durch rasch erwachte Liebe

*) Vergleiche: Biographie universelle (Bruxelle schez H. Ode. 1845) Tome XII page 214: „Le comte de Murray était trop justement soupçonné d'être chef du complot etc.“

verblendet, glaubte den Beschützer für sich und ihren Knaben gefunden zu haben und vermählte sich mit ihm drei Monate nach Darnley's Tode. Ihr Leichtsinn, ihre Alles vergessende Neigung bekundeten sich in diesem Ereigniß, welches das Volk mit Abscheu erfüllte. Die öffentliche Stimme klagte die Königin der Mitwissenschaft des Mordes an, und der übermüthige Bothwell wurde überall wegen seiner Gewaltthaten gehaßt. So kam es zu einer Empörung. Vergeblich stellte Graf Murray der Königin die Nothwendigkeit vor, sich von Bothwell zu trennen und künftig mit den Großen ihres Reiches zu regieren. Maria liebte Bothwell, sie glaubte nicht an sein Verbrechen, im Fall er wirklich Darnley's Mörder war. Bald wurde Maria als Gefangene nach Loch-Leven, einem festen Schloß an einem Landsee gelegen, gebracht; man zwang sie, zu Gunsten ihres einjährigen Sohnes Jakob die Krone niederzulegen; bis zu seiner Volljährigkeit wurde sein Oheim Graf Murray zum Regenten ernannt. Jetzt flüchtete Bothwell feig nach Norwegen und endete nach einigen Jahren als Seeräuber. Elf Monate lebte Maria in der Haft auf Loch-Leven. Jedoch wurden die Anhänger der Königin, besonders viele ihrer Glaubensgenossen, von der neuen Regentschaft mit Härte behandelt und verbanden sich zu Maria's Befreiung. Wilhelm Douglas, der fünfzehnjährige Bruder des Gefangenwärters, verschaffte sich die Schlüssel zu den Thoren des Gefängnisses und führte sie auf einem Kahn zum jenseitigen Seeufer, wo Freunde sie empfingen. Sie begab sich nach Hamilton, versammelte in fünf Tagen einen Hofstaat und ein Heer und nahm ihre Thronentsagung als eine erzwungene zurück. Aber Graf Murray erkannte die über ihm schwebende Gefahr, er machte sogleich gewaltige Anstrengungen, verbreitete unter dem Volk

Liebeslieder und Briefe, welche die Königin bei Darnley's Tode an Bothwell geschrieben haben sollte, ließ die Schiffe bewachen, damit Maria sich nicht nach Frankreich begeben könne, und schaarte ein Heer zusammen, welches größer als das königliche war. Maria wurde in dem Treffen bei Longside vollständig geschlagen und mußte eilig flüchten. Aus Furcht vor ihren rebellischen Unterthanen und falschen Thronvasallen beschloß die Königin, bei Elisabeth von England Schutz zu suchen, denn diese hatte ihr während der Gefangenschaft theilnehmende, freundschaftliche Versicherungen gesandt. Trotz der dringendsten Gegenvorstellung ihres Gefolges reiste Maria am sechzehnten Mai 1568 nach England, sie wurde achtungsvoll bewillkommnet und nach Carlisle begleitet. Elisabeth sandte ihr ein ermuthigendes Schreiben, ließ sie aber von ihren Abgesandten genau bewachen und gab Befehl, die Entfernung der Schottin aus dem Reiche durch jedes Mittel zu verhindern. Darauf ließ Elisabeth ihrer königlichen Verwandten eine persönliche Annäherung anbieten, im Fall sie sich von dem Verdacht, König Darnley gemordet zu haben, befreien wolle. Maria erklärte, sie wolle sich gegen Elisabeth rechtfertigen. Das war's, was man wollte. Augenblicklich setzte Elisabeth eine Commission zur Untersuchung gegen Maria nieder und dieses Gericht erklärte, die Schuld nicht beweisen und die Unschuld nicht bestätigen zu können. Jetzt sah Maria die Hinterlist ihrer vermeintlichen Beschützerin ein, und als sie sich deshalb der englischen Gewalt entziehen wollte, brachte man sie einige Meilen tiefer in das Land nach Tewksbury und erklärte sie als Gefangene. Der offenbare Betrug, durch den das edle Vertrauen der unglücklichen schottischen Fürstin erwidert wurde, rief Mitleid und Hilfe wach. Zu ihren Unter-

suchungsrichtern gehörte der Herzog von Norfolk, einer der mächtigsten Großen Englands. Er wollte die Gefangene befreien und knüpfte Unterhandlungen mit ihr an. Maria's Schönheit entzückte ihn, er hoffte bei der Todesnachricht des unwürdigen Bothwell auf ihren Besitz und auf ihre Wiedereinsetzung in Schottland. Allein seine Pläne wurden verrathen, er büßte für seine Hoffnungen durch die Gefangenschaft und die Hinrichtung.

Der für Maria nachtheiligste Umstand war die damalige Feindseligkeit zwischen protestantischen und katholischen Parteien. Elisabeth hatte zwar bei ihrer Krönung geschworen, den katholischen Glauben zu schützen und die Rechte und Freiheiten der Kirche zu erhalten, aber sie war eine eifrige Protestantin und ihr königliches Wort stand nicht im Einklang mit ihren Thaten. Daher wünschten die grausam verfolgten und unterdrückten Katholiken, daß die Stuart befreit und zur Herrscherin werde. Ein Doctor Parry hatte den Entwurf zu einer gewaltsamen Befreiung gemacht. Die wachsamen Späher entdeckten das Vorhaben und er wurde mit dem Tode bestraft. Sogleich erschien ein Parlamentsgesetz, daß alle Verschwörer gegen die Königin zu Gunsten von Personen, welche sich für Prätendenten der Krone hielten, durch eine von der Königin zu ernennende Commission zu richten seien, und daß solche Prätendenten nebst ihren Nachkommen die Thronberechtigung verlieren und selbst wegen Hochverraths verfolgt werden sollten. Dieses Gesetz war gegen Maria ausgesonnen und bereitete ihr den Untergang.

Nach Jahresfrist, 1586, entstand eine neue Verschwörung. Anton Babington, ein angesehener, reicher Jüngling verband sich mit einer Anzahl von Freunden. Ein falscher Theilhaber,

Polly, verrieth die Verschworeneu und auch Babington wurde hingerichtet. Maria war nicht im Complot, wurde aber des Hochverraths angeklagt, man leitete den Prozeß rechtswidrig und sprach das Schuldig aus.

Man brachte sie 1586 zur engeren Kerkerhaft auf das Schloß Fotheringhay in Northamshire. Als sie Tewksbury verließ, kam ihr beim Ordnen ihrer Papiere das lang vergessene Blatt: „Vergiß mein nicht" wieder vor die Augen, sie gedachte mit heißen Reuethränen an jeden Augenblick des Leichtsinns und der Schwäche und betete: „Mein Gott, vergiß mein nicht!"

Fast neunzehn Jahre hatte Maria in der Gefangenschaft gelebt, als Elisabeth sie am achtzehnten Februar 1587 hinrichten ließ. — Wissenschaft und Kunst dürften ihr in der letzten Zeit nicht mehr Trost gewähren, denn die Gefängnißwächter nahmen Bücher und Harfe weg, nur die Religion übte die milde Macht des Trostes auf die königliche Dulderin. Im traurigen Gemach saß tiefgebeugt die Rose von Schottland, wie ihre Zeitgenossen sie nannten, eine einzige treue Kammerfrau an der Seite bei der geringen Mahlzeit. Sie bat den Gefängnißwärter, das auf Zinntellern gereichte Obst armen Kindern zu schenken, und wenn sie vom Thurmfenster aus der Vertheilung zusah, lächelte sie noch zuweilen so lieblich, wie einst in den glücklichen Tagen der Kindheit und den freudenvollen einer Braut. Ueber Maria's schlichtem Betpult hing ein schönes Madonnenbild, ein Geschenk ihres Oheims, des Kardinals von Lothringen. Nach der Verirrung in unglückseliger Zeit mahnte so mild und gnadenverheißend das Bild der seligsten Jungfrau, die den Erlöser auf dem Arme trug, dem Maria in ihrer Kindheit Treue gelobt. Und sie starb als

standhafte Christin. Der Graf Kent, ein eifriger Protestant, kündigte ihr am Abend vor ihrem Tode die Hinrichtung an, sie nahm diese Botschaft mit frommer Ergebung auf. Ohne Umschweif erklärte Graf Kent, daß ihr Tod zum Fortschritt des neuen religiösen Kultus nothwendig sei. Bei diesen Worten rief Maria in freudiger Erregung: „So bin ich glücklich, für die Religion meiner Väter zu sterben! Gott würdigt mich der Glorie des Märtyrerthums?"

Man verweigerte ihr einen Priester ihrer Kirche, aber sie communicirte mit einer vom Papste geweihten Hostie, welche Sixtus V. ihr zur Bewahrung bis zum Todestage sandte.

Fast dreihundert Personen versammelten sich um das Schaffot. In königlicher Kleidung wurde Maria von ihrem Haushofmeister Melvil, der nebst den Ehrendamen am Todestage zu ihr gelassen war, geführt; sie wies den englischen Geistlichen Fletscher mit dem sanften Ausspruch: „Ich sterbe im Glauben meiner Väter" von sich und erklärte vor der Versammlung: Gott sei ihr Zeuge, daß sie keinen Theil an dem tödtlichen Complot gegen König Heinrich Darnley gehabt, und daß sie bei ihrer Aufforderung an alle Fürsten, sie aus ungerechten Banden zu befreien, niemals nach dem Leben der Königin Elisabeth getrachtet habe. — Ihre letzten Worte nach dem lauten Gebet des Rosenkranzes waren: „In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum."